Skizze von Wien.

Zweytes Heft.

Wien und Leipzig.
In der Kraussischen Buchhandlung.
1786.

XXXI.

Aeneas Sylvius, Shakspeare, Lady Montague, und Keyßler.

Sollten sichs wohl diese vier, im Grunde so abstechend verschiedene Leute je eingebildet haben, daß sie noch viele Jahre nach ihrem Tode in Gesellschaft mit einander würden als Zeugen angeführet werden, um zu beweisen, daß die Herren und Damen von Wien lokere Leute sind; Schmauß, Wein, und Galanterie lieben, und mitunter auch ein wenig faul und grausam sich zeigen?

Dieses seltsame Todtengericht hat Herr Nicolai veranstaltet. Er führet eine Stelle aus einem Brief des bekannten Aeneas Sylvius an, sechs Verse aus Shakspeare's Measure for Measure, einige Züge aus den wizigen Briefen der obengenannten Lady, und endlich den Handwerks-Waidspruch des Quartanten Keyßler; in denen allen klar und deutlich dargethan wird, wie lustig und liederlich es schon im alten Wien hergegangen sey;" und worinn man „nach dreyhundert Jahren in vielen Punk- „ten den jetzigen Zustand wieder erkennt," setzt Herr Nicolai hinzu.

Indessen würde man sich irren, wenn man diese Behauptungen des Hrn. Nicolai so ganz genau und ernsthaft nehmen wollte. Sie sind zum Theil nichts mehr als die Anwendung jener bekannten Stelle:

Du vin d'Aï la mousse petillante,
Et du *Tokai* la liqueur jaunissante
En chatouillant les fibres des cerveaux

Y porte un feu qui s'exhale en bons
mots,
Aussi brillant que la liqueur légére
Qui monte & saute, & mousse aux bords
du verre.

. . . .

Hr. Nicolai hat, wie man weiß, seinen Scherz dabey, die Wiener bey allen Gelegenheiten zu neken und aufzuziehen; er ließ sich in Wien den Ratzersdorfer und Tokaier trefflich schmeken, und von ihrem Geiste befeuert fiel ihm aus seinem grossen Vorrathe von Belesenheit manche Schnake über die wienerische Lebensart ein, die er uns dann in seinem fünften Bande getreulich zu lesen gab.

Aeneas Sylvius sagt also in einem seiner Briefe: „Die Studenten sind der „Wollust, dem Essen und Trinken erge-„ben; die freie Lebensart der Weiber „wendet ihren Geist von ernsthaften Din-„gen ab. — Der gemeine Mann ist dem

 „Schmau-

„Schmausen sehr ergeben. — Die An-
„zahl übelberüchtigter Schönen ist sehr
„groß. Selten ist eine mit Einem Mann
„zufrieden. Der Adel, wenn er die Bür-
„ger besucht, unterhält sich insgeheim
„mit ihren Weibern. Die meisten Töch-
„ter wählen sich Männer ohne Wissen
„ihrer Aeltern. Die Wittwen schreiten
„auch während der Trauer zur neuen Ehe.
„Abgelebte Kaufleute nehmen oft junge
„Mädchen zur Ehe, verlassen sie bald im
„Wittwenstande, und diese suchen sich
„dann unter den Hausbedienten einen
„jungen Mann aus, den sie schon bei
„Lebzeiten ihres Mannes ihres Vertrau-
„ens gewürdiget. — Es giebt Weiber,
„die durch Gift die Ehefrauen von ihren
„Männern befreien, wenn sie derselben
„satt sind ꝛc. ꝛc."

Kurz, die ganze Predigt des streng richtenden Mannes dreht sich um die Theorie der Hanreischaft, ergießt sich gegen die Freuden der Liebe der wienerischen

Män-

Männer und Weiber. Nach diesem Keuschheitseifer, und nach dem Gewicht, welches Hr. Nicolai jenen Worten beilegt, könnte man billig vermuthen und fodern, daß Aeneas ein höchst enthaltsamer züchtiger Mann gewesen, daß er Hurerei wie die Hölle geflohen hätte.

Allein, tröstet euch, ihr Herren und Frauen von Wien, über die Verunglimpfung eurer Großväter und Großmütter; ich will euch den Herrn Aeneas von dieser Seite ein bischen besser kennen lehren als Hr. Nicolai.

Aeneas war ein so leidenschaftlicher Liebhaber von gutwilligen Mädchen, als je einer: er hatte selbst Bastarde. Unter andern lebte er auf einer seinen apostolischen Missionen in Straßburg mit einer Engländerin so keusch, daß sie ihn mit einem wakern Knaben beschenkte; und der strenge Sittenrichter zu Wien, machte in Straßburg, laut eines Briefes an seinen Vater, sogar den Schalksnarren über die Geburt seines Bastarden.

Ich gebe diesen Brief, der in den ältern Ausgaben gewöhnlich der 15te des I. Buches ist, im Auszuge, zum Gegenstük des oben von Hrn. Nicolai angeführten:

„Aeneas Sylvius an seinen Vater Sylvius.

„Ihr meldet mir, daß ihr nicht wis„set, ob ihr euch darüber freuen oder „betrüben sollt, daß mir Gott einen „Sohn geschikt hat. Ich meines Theils „finde keine Ursache zu trauren darüber, „sondern eitel Freude; denn was für „eine grössere Lust giebt es in diesem Le„ben, als ein zweites Ich zu erzeugen. — „Ihr betrübt euch darüber, daß das „Kind die Frucht einer unerlaubten Liebe „sei. Ich begreife nicht, was ihr für „eine Meinung von mir habt: es ist doch „gewiß, daß ihr, der ihr aus Fleisch „und Bein seyd, mich nicht unempfind„lich gemacht habt. Ihr wißt wohl,

„welch

„welch ein Mädchenjäger ihr waret; und „auch ich bin weder kastrirt, noch Im„potens. Ich gesteh meinen Fehler, weil „ich weder heiliger als David, noch wei„ser als Salomo bin; aber diese Art „Fehlers ist eben so allgemein als alt. „Wenn es ein Verbrechen ist, von sei„nen natürlichen Kräften Gebrauch zu „machen, so ist es ein sehr allgemeines; „und wenn das billig ist, einen Trieb „zu verdammen, den die Natur zur Er„haltung der Wesen in alle Geschöpfe „gelegt hat, so begreife ich nicht, was „die sogenannte Billigkeit sey.“

Hier haben wir den preiswürdigen Moralisten, den Doppelzüngler, der in Wien mit so heiligem Eifer gegen den Liebensgenuß lärmt, in Straßburg Hurensöhne auf die Welt sezt, seinem Vater ähnliche Galanterien vorwirft, und sich selbst mit den abgenützten Gründen jedes Ausschweiflings rechtfertiget.

Die dem hochwürdigen Aeneas nachgerühmte Welt- und Menschenkenntniß reduzirt sich, beim Lichte besehen, wohl darauf, daß er — vor seiner Erhebung auf den Stuhl Petri — ein verschmitzter durchtriebener Pfaff war, der sichs geläufig gemacht hatte, über anderer Leute Schwachheiten und Laster aus vollem Baken zu schreien, indeß er sie selbst sogar aus Grundsätzen begieng, wie sein Brief beweist. . . Ein solches Geschöpf ist verächtlich, und sein Zeugniß gilt nichts, oder wohl gar das Gegentheil von dem, was er glauben machen will.

Zur Bestättigung des zu allen Zeiten in Wien herrschenden Sittenverderbnisses nüzt Hr. Nicolai auch den Umstand, daß 150 Jahre nach Aeneas Sylvius der Dichter Shakspeare bei einer Geschichte, „worinn Hartherzigkeit, Wollust, und Blutdurst eines mächtigen Mannes den Knoten schürzen," die Scene gerade nach Wien

ver-

verlegt *). Er nimmt die Stelle des Theaterdichters als einen vollgültigen historischen Beweis.

Gotthold Ephraim Lessing, der Berlin besser kannte, als Shakspeare Wien, findet für gut, in seiner Mina von Barnhelm, einen aus Frankreich verjagten Spizbuben, der schon halb Europa durchlaufen ist, und von falschem Spiel lebt, den in der Theaterwelt so bekannten *Riccaut de la Marliniere*, gerade nach Berlin zu verlegen. Dieser Herr Riccaut sagt hier mit eben so warmer Uiberzeugung — als dort der Shakspearische Herzog — zur Mina: „Ik speisen à l'ordinaire bei die „Minister von der Kriegsdepartement; „Son Excellence est de mes amis, il n'y

*) — My business in this state
Made me a looker on here in *Vienna*
Where I have seen corruption boil and bubble
Till it o'er-run the stew &c.

„ n'y a point de mystéres entre nous. —
„ Je suis des Bons — je fais monter un
„ coup — je file la carte avec une
„ adresse — je fais sauter la coupe avec
„ une dexterité — c'est corriger la for-
„ tune, l'enchainer sous ses doigts, être
„ sur de son fait &c.

Wenn man Shakspeare's Stelle für historische Authentizität annehmen will, so ist es Lessings seine noch ungleich mehr, und ein gar feines Argument ad hominem. Indessen würde ich doch über denjenigen lächeln, der mir aus dieser Stelle Lessings beweisen wollte, daß ihm Jahre 1763 die Preußischen Kapitäns Abentheurer, Windbeutel, und falsche Spieler gewesen seyn.

Lady Montague war ein feines wiziges Ding, das wissen wir; diesem unbeschadet aber auch mit einem hübschen Vorrath von Eitelkeit und Naseweisheit ausgesteuert. Was sie in einem kaustischen Tone von der Galanterie der damaligen Wienerinnen sagt, ist weiter nichts, als

eine Art von Zizisbeat, das noch heute in einem Theil von Italien gänge ist, und wovon man uns schon seit lange die Ohren so voll geplaudert hat, daß die vernünftigern Reisenden es längst satt haben, dieser unbedeutenden Sache weiter zu erwähnen.

Dieses Weib, das dem Grafen, der ihr auf der Treppe eine Liebeserklärung machte, so ernsthaft sagte: My heart does not engage very easily, and I have no design of parting with it *), schmolz ganz willig an dem Feuer des Portugiesischen Grafen Tarouca, der, wie sie selbst gesteht: „begins with the Spirit, and ends generally with the Flesh, when he makes his addresses to to holy Virgins.**)

Sie

*) Mein Herz verpfändet sich nicht leicht, und ich bin nicht Willens, es hindan zu geben.

**) Mit dem Geist anfängt, und mit dem Fleisch endet, wenn er mit den züchtig thuenden Mädchen liebelt.

Sie hatte manches Tête-à-Tête mit diesem sehr fleischlichen Liebhaber. Was dabei geschah? lassen wir sie selbst sprechen: I am not so far gone as to stand in need of absolution; tho' as the human heart is deceitful, and the Count very agreeable, you may think that, even tho' I should not want an absolution, I would neverthelesss be glad to have an indulgence. *) . . .

Dieses Weib kann den vermeintlich wizigen Einfall nicht verschweigen: „Sie „möchte vom Prinz Eugen so wenig zu „Wien reden, als vom Herkules am Hofe „der

*) Ich bin zwar nicht so weit vorgeschritten, daß ich schon eine Absolution nöthig hätte; weil aber unser Herz betrüglich, und der Graf ein allerliebster Mann ist, so können Sie wohl denken, daß ich, ohne eben eine Absolution nöthig zu haben, doch sehr froh seyn würde, einen Ablaß für die Zukunft zu erhalten. Brief an den Abee. —

„der Omphale.“ Diese abgeschmakte kleinliche Witzeley schrieb sie am 27sten Januar 1717, und am 16 August dieses nämlichen Jahrs schlug der von der schnippischen Lady so schief mit dem Spinnroken begabte Eugen die Türken bei Belgrad so allgewaltig und wahrhaft herkulisch, daß sie sich seitdem nie mehr ganz von diesem Schlag erholten; und gerade dieser entnervte omphalische Held war der Mann, der an diesem Tag den ersten Grund zu dem heutigen Verfall der Osmanen legte... Und was soll denn auch am Ende dieser Einfall heissen? in der gewöhnlichen Sprache doch wohl nicht mehr, als dieses, daß der den Sommer über auf dem Schlachtfeld ermüdete Eugen während dem Winter in der Hauptstadt in den Armen der Musen und Grazien ausruhte, und sich Kräfte und Muth zu neuen Siegen sammelte... Ich begreife nicht, wie ein so einsichtsvoller Mann als Hr. Nicolai dem superklugen

Weib diese armselige Witzeley nachschreiben mochte.

Endlich kömmt auch daß von Keißler angeführte sogenannte Quodlibet von Wien, das für die Zeit seiner Entstehung ein ganz erträglicher Gassenhauer ist, der in einer Zechstube von Handwerksburschen sich ganz wohl anführen läßt, aber in einer Reisebeschreibung für Leute von Welt und Kenntnissen nur als ein ganz erbärmlicher Lappen erscheinet.

Den Memoires d'un Voyageur Curieux, und der Küchelbeckerischen Beschreibung könnte man, wenn es auf Parallelstriche zur Aerger-Chronik zweyer Städte ankäme, den *Spectateur Francois à Berlin*, und etwa die **Briefe über die Galanterien von Berlin**, entgegen setzen. Allein, wer wird bei ernsthaften Sammlungen zur Länderkunde solche anschaulich übertriebene Späßchen muthwilliger Skribler zu seinen Urkunden nehmen!

Das kurze aber eigentliche Resultat aller ähnlichen Untersuchungen ist, daß die Wiener vor hundert und mehr Jahren, mit den feinern Vergnügungen des Geistes noch unbekannt, die Vortheile ihres fruchtbaren, zum Wohlleben einladenden Vaterlandes genossen. Ein Benehmen, welches in gleichen Zeiten, und bei gleichen Umständen jedes Volk gezeigt hat, und noch zeigt. Und fodern, daß dieß in solchen Umständen nicht geschehen soll, ist die Sache eines Pedanten, der Zeiten und Menschen nicht kennt, oder nicht kennen will. Und einen Haufen abgerissener Stellen aus einigen zur blosser Unterhaltung geschriebenen Büchern zusammentragen, und ihnen einen buchstäblichen Ernst beilegen, ist der Kommentar zu einem andern Text des bebeliebten Shakspeare:

Much Ado about Nothing! *)

*) Viel Lärmen um Nichts.

XXXII.

Der Hof.

Der Wiener Kaiserhof hat besonders unter der jetzigen Regierung eine ganz eigne Gestalt . . . Wenn man den Maßstab von den Höfen zu Versailles, Petersburg, Madrid ꝛc. nehmen wollte, um ihn nach denselben zu beurtheilen: so würde man vergebens suchen, gewisse Aehnlichkeiten zwischen ihnen zu entdecken.

Wer ist in Europa, der nicht von einer gewissen Gattung Geschöpfe gehört hat, die um die Häuser der Könige schwärmen, Ränke knüpfen, Gift im Busen und Honig auf den Lippen tragen; die mit beugsamen Rükgelenken und geläufiger Zunge jedem zuvorkommen, seine Geheimnisse ausforschen, ihn heute umarmen und morgen in den Abgrund stürzen; die auf jede Frage eine Antwort fertig haben; alles wissen; den Thron umlagern; die

schwa=

schwache Seite des Fürsten ausspähen; ihn am Gängelbande führen, während sie ihn von Selbstherrschung träumen lassen; die ewigen Maskenhändler, welche die Göttin Wahrheit stündlich mit falschen Farben bepinseln, und sie so bepinselt, mit Spott und Hohn aus den Kabinetten verscheuchen; deren Nahrung Kabale ist; die der Stimme des Elendes und der Unschuld den ehrenen Schild ihres verstumpften Gefühls entgegen halten, und ihr den Weg zum Thron abschneiden? . . . Kurz, wer kennt die Pest der Höfe, die Hofschranzen nicht, welche die Triebräder und Lebensgeister so mancher europäischer Höfe ausmachen!

Geht nach Wien, und fragt nach dieser Menschengattung: man wird euch nicht verstehn. Weder der Monarch, noch die an der Verwaltung des Staats mitarbeitenden Grossen leiden ähnliche Geschöpfe um sich. Uiberhaupt giebt es am hiesigen Hofe keine Bedienungen und Titel, die den

damit Versehenen Gelegenheit und Muße verschaffen, den Hößling in gewöhnlichem Verstande zu spielen.

Es ist ein Schauspiel von einer besondern Art, wenn man die Geschichte einiger europäischer Höfe genauer ansieht, wie Günstlinge, Weiber und Priester darein wirken; wie Minister steigen und fallen; Feldherren erschaffen und vernichtet werden; wie der Fürst mitten unter seinem Volk in einem so dichten Hofnebel lebt, und sein Volk so wenig kennt, und von demselben so wenig gekannt ist, als ob er dreitausend Meilen weit von demselben entfernt lebte.

Der Hof in Wien ist auf den einfachsten Ton gestimmt. Der Kaiser ist die Seele von allen seinen Stellen; er will selbst allenthalben und alles sehen und hören; und ist beinahe täglich von jedermann, weß Ranges und Standes er immer seyn mag, zu sprechen.

Gählinger Ministerwechsel, Hinterschleichungen der höchsten Gewalt, Protektionen ohne Grund und Verdienste, politische Eifersüchteleien, verwikelte Intriguen, und all dergleichen kleinliche Maschinerien, sind am Hofe zu Wien Dinge, die man theils nicht kennt, theils verachtet.

Dieser einfache offne Gang der Sachen, ist freilich gewissen Leuten nicht am angenehmsten; weil es nicht jedermanns Bequemlichkeit ist, gerade zu handeln, und behandelt zu werden. . . . Auch jene müssigen Gaffer, die sich bloß davon nähren, die Aerger-Chronik der Höfe auszuspähen, Anekdoten herum zu tragen, um das kleine Hofgesinde herum zu schmarozen, sind nicht damit zufrieden. Aber wer bekümmert sich darum!

Der Karakter der deutschen Nazion war von jeher etwas ernster. Es ist gut, daß der Hof in diesem Punkt eine Art von Würde erhält, die auch auf die Denkart des Publikums Einfluß hat.

XXXIII.

Die Burg.

Ich sage nichts von dem Mechanischen dieses Gebäudes: man weiß, daß es von aussen kein grosses Ansehen hat.

Es war eine Zeit, wo ein Kaiser und eine Kaiserin, *) und **sechszehn** Prinzen und Prinzessinen in dieser Burg wohnten. Nun stelle man sich alle zu deren Bedienung gehörigen Leute, alle die Obersthofmeister und Obersthofmeisterinnen, und Kammerherren und Hofdamen, und Kammerdiener und Kammerdienerinnen ꝛc. ꝛc. ꝛc. kurz, die ganze Armee dieser Burgleute vor, und man begreift dann die Lebhaftigkeit, welche sich damal in der kaiserlichen Burg finden mußte.

Leute, welche sich noch als Augenzeugen jener Epoche erinnern, versichern, daß ein Perpetuum Mobile dariun herrschte; daß

*) Franz und Theresia.

daß es einem menschlichen Ameisenhaufen ähnlich war.

Man urtheile nur aus ein paar Rubriken: Es wurden jährlich bey Hofe zwölftausend Klafter Holz verbrannt; — die Hofställe waren mit 2200 Pferden besetzt.

Gegen jene Zeiten betrachtet, ist heut zu Tage die Burg öde. Die Kirchenstunden an Sonntagen ausgenommen, sieht man die übrigen Wochentage im Mittelgebäude ausser den Gardisten der drei Nazionen keine Seele an den Fenstern. Der Kaiser ist beinahe die Hälfte des Jahres immer auf Reisen, und bei seinem Aufenthalt in Wien mehr zu Laxenburg und im Augarten, als in seiner Burg.

Seitdem der Erzherzog Franz, und die Prinzessin Elisabeth einen Theil der Burg bewohnen; wird sie wieder etwas belebter. Möchte sie einst wieder ganz zu ihrer ehemaligen Bevölkerung gelangen! Welch ein herzerhebender Anblik für die guten

Wiener müßte es seyn, sich wieder im Gesichtskreise eines mit sechszehn Sprossen beglükten Kaiserpaares zu sehn! .... Ein Monarch ohne sein zweites Selbst macht immer eine etwas düstre Figur in seinem Königshaus.

Die Burg zu Wien hat schon wunderbare und höchst abstechende Auftritte erlebt. Im Jahre 1463 belagerten die Spießbürger von Wien Friedrich den III. in dieser Burg, und hungerten ihn so sehr aus, daß er ohne ein Paar Hühner, mit denen sich ein mitleidiger Student heimlich hinein schlich, vielleicht verloren gewesen wäre. Im J. 1619 tröstete den von den rebellischen Böhmen und seinen übrigen Unterthanen geängstigten Ferdinand den II. ein Kruzifix mit folgenden lateinischen Worten: *Ferdinande non te deseram*.... Im Jahr 1782. wohnte Pabst Pius Braschi anderthalb Monate lang darin, und hatte das nämliche Kruzifix in seinem Kabinet. ... Im Jahr 1706. brach ein

Ge=

Gespenst durch einen Sturz aus der Burg, ein Schenkelbein. . . .

Nehmt diese Thatsachen, haltet sie gegen einander; vergleicht die Zeitpunkte derselben mit unsern heutigen Tagen; und wenn ihr dabei keinen Stoff zur Verwunderung, zum Nachdenken findet; so leset nicht weiter in diesem Schriftchen fort.

Eine der interessantesten Stellen in der Burg, ist der sogenannte Kontrollorgang. Wer immer den Monarchen persönlich sein Anliegen vortragen, eine Gnade erflehen, seine Gerechtigkeit anrufen, um Schutz gegen Machtsprüche von Unterbeamten bitten, heilsame Vorschläge zu öffentlichen Anstalten thun will 2c. 2c. der kömmt in diesen Gang. Man sieht ihn, wenn der Kaiser in Wien ist, den ganzen Tag über mit allen Gattungen von Menschen angefüllt. Projektanten, reduzirte Beamte, Wittwen, Waisen, Exmönche und Exnonnen, Offiziers, Fabrikanten, Bauern 2c. betreten ihn: die meisten tragen eine Sup-

plike in der Hand; die übrigen thun ihre Geschäfte mündlich ab. Alles ist in Erwartung: es öffnet sich eine Thüre; der Kaiser kömmt heraus; der Haufe umringt ihn; man überreicht die Bittschrift: bittet um die allerhöchste Signatur, und geht ab. Wer einen kurzen mündlichen Vortrag hat, erklärt sich auf der Stelle im Gange selbst. Wessen Geschäfte eine längere Unterredung fodern, erhält die Freyheit, in ein nahes Kabinet zu treten, und dort sein Herz auszuschütten.

Dieser Auftritt erneuert sich des Tages vier- fünfmal. Es begreift sich von selbst, daß nicht jederman und zu allen Zeiten vollkommen befriedigt den Kontrolorgang verlassen könne; denn welcher Monarch kann alle Wünsche seiner Unterthanen befriedigen, allen ihren Beschwerden augenbliklich abhelfen, alle an ihn gethane Foderungen erfüllen?

Indessen ist es schon ein grosser Trost sicher zu seyn, daß man auch im dürftig-

sten

sten Anzug, auch mit dem unangenehmsten Vortrag, den Monarchen von Angesicht zu Angesicht sprechen könne.

Wie viele Königspaläste sind in Europa, deren Zugang dem letzten Taglöhner so wie dem ersten Edelmann gleich offen ist?

XXXIV.

Der Kammerherrn-Schlüßel.

Der K. K. Kammerschlüßel war schon seit lange ein Gegenstand der Ambition aller adelichen Häuser, die sich unter die ältern und ansehnlichern zählen durften; und er wird es in die Zukunft noch mehr werden.

Er wurde noch unter den vorigen Regierungen in unzähliger Menge ausgetheilt. Beinahe in ganz Europa, und besonders in ganz Deutschland fand man Kavaliers, die den vergoldeten Schlüßel mit dem Doppel-

pel-Adler an der Eke der rechten Roktasche trugen, und den Ehrentitel eines kaiserlichen Kammerherren führten, ob sie schon weder Kaiser noch Kammer jemals gesehen hatten.

Diese Etikette wird von nun an allmählig aufhören. Der Kaiser theilt keine neuen Kammerschlüssel mehr aus, und läßt die schon ausgetheilten mit dem Tode ihrer Besitzer eingehen. Er hat sechs und dreyssig wirkliche Kammerherren gewählet, welche nun allein den eigentlichen Dienst verrichten. Dieser dauert 8 Tage; und trifft jeden zweymal des Jahres.

XXXV.

Polizei.

Vor hundert Jahren war dieses Departement noch kaum dem Namen nach bekannt. Von den feinen und geheimen Quellen und Anstalten der heutigen Polizei

zei hatte man damals noch nicht die entferntesten Begriffe.

Die heutige Polizei in Wien hat allenthalben guten Kredit. Sie ist nicht so übertrieben gehässig, wie die Parisische, obschon sie manche Einrichtungen derselben nachgeahmet hat; und doch thut sie ihr wesentlichste Pflicht im vollkommensten Verstande; das heißt: sie erhält Ordnung, Ruhe, und Sicherheit; sie sorgt für die Bedürfnisse der Stadt; sie spürt gefährlichen Menschen und Verbrechen bis in die geheimsten Höhlen nach; sie schützt den Geringen vor dem Übermuth des Grossen; sie verschafft dem Dürftigen, Hilflosen, Verlassenen einen erträglichen Unterhalt.

Ich übergehe das eigentlich nur Disciplinarische dieser Stelle: dahin gehört die Beleuchtung der Stadt, die Reinigung der Strassen, die Verhütung öffentlicher Zänkereien und Thätlichkeiten, die Besorgung des richtigen Masses, Gewichtes ꝛc. die Unterhaltung des Pflasters, die Verhütung

hütung der Kontrebande ꝛc. ꝛc. Wenn selbst der Beifall einsichtsvoller Fremder in diesen Stüken von Gewicht ist, so hat sich die Polizei hierüber nichts vorzuwerfen.

Der Direktor dieser Stelle ist der Herr von Beer. Es begleitet ihn der allgemeine Ruf, daß er in seine oft wesentlich unangenehmen Geschäfte eine Grundlage von Großmuth und menschenfreundlicher Billigkeit lege, die ihm wahre Ehre macht. Dieß ist keine Schmeichelei, denn der öffentliche Ruf ertheilt nicht allen seinen Untergebenen den gleichen Lobspruch.

Er hat eine Heerde von etwa anderthalb hundert Polizei-Kommissärs unter sich, wovon ein Theil inner den Linien von Wien seine Kommissionen macht, die übrigen aber in Prag, Linz, Gräz, Brüssel, Triest, Preßburg, Brün, Ofen, Lemberg, Inspruk, Freiburg ꝛc. ꝛc. vertheilt sind. Zwischen ihm, als dem Mittelpunkt, und allen übrigen ist eine beständige Korrespondenz, die alles herum

kommunizirt, was die öffentliche Sicherheit betreffen kann. Vergebens flüchtet sich der Verbrecher aus der Hauptstadt in eine entfernte Provinz; die Stekbriefe der Polizei folgen ihm, laufen ihm oft schon vor; und kaum ist er in dem entlegensten hungarschen oder polnischen Städtchen eingetreten, da man ihn sogleich mit der ihm vorgelaufenen Beschreibung vergleicht, und fest macht.

Zum Korps des Polizei-Personale gehören ungefähr 300 Mann Polizei-Soldaten, deren Patrontaschen numerirt sind, damit man sie bei ihrer Stelle verklagen könne, wofern man unbilliger Weise von ihnen beleidiget würde. Schade, daß die meisten derselben etwas zu alt sind; denn ihr Dienst fodert oft Hurtigkeit, Stärke, Muth, Schlauheit; viele körperliche Kräfte, um in der stechenden Hitze der Sommertage, und im grimmigen Frost der Winternächte aushalten zu können.

Im Jahre 1783 erschien ein obrigkeitliches Dekret, welches befahl, daß die Polizeisoldaten den nämlichen Rang, und die nämliche Achtung geniessen sollten, wie das übrige Militär. Umsonst: die Empfindung des Publikums läßt sich durch kein Dekret erzwingen; nimmer schäzt es das Polizei-Bataillon einem Feld-Bataillon gleich. Der Mann, welcher zu Felde zieht, sein Leben gegen die Feinde des Vaterlandes aufzuopfern, ist ihm stets ehrwürdiger, als der, welcher den Kohlmarkt auf und ab spaziert, die Fiakers aus dem Wege treibt, den Tabaksschwärzern an der Linie aufpaßt, oder um Mitternacht eine Spizbubenbande von einem Dachboden herunterholt. Auch hat ein Polizeisoldat eine ganz andre Fisiognomie als ein wirklicher Kriegsmann: es scheint, das beständige Lauren auf die politischen Sünder habe ihre Gesichtszüge anders gespannt.

Die heutige Polizei sorgt sehr wachsam dafür, die Selbstmorde, und diejenigen Verbrechen, deren öffentliche Bestrafung mehr Aergerniß und Reiz erweken könnte; als die begangene That selbst, geheim zu halten und zu erstiken. Dieß thut sie aber erst, seitdem man gelernt hat, Geseze und Strafen nach den herrschenden Sitten und der Menschenkenntniß zu berechnen. Es war nicht immer so. Man erinnert sich noch einer gewissen Gesellschaft, die vor etwa dreissig Jahren zu Nacht in einem verschlossenen Hause am Tabor eine Art ausschweifender Bachanalien feierte. Die Polizei kam endlich auf die Spur, überfiel die Gesellschaft, führte sie hinweg; und nun erstaune man über die unbegreifliche Art der Strafe, die sie den Schuldigen auflegte: die vornehmsten Bachanten wurden an Bomben geschmiedet, und an die Stadtthore gebunden, wo sie einige Monate zum öffentlichen Schauspiel dienen, und sich ihre Nahrung betteln muß-

ten. Das junge reisende Mädchen, und die züchtige Wittwe gaben ihnen aus Mitleiden im Vorbeigehen einen Groschen, fragten aber auch zugleich um die Ursache dieser sonderbaren Strafe; und so wurde in wenig Tagen ein ärgerlicher Auftritt in der ganzen Stadt bekannt, von dem ehevor ausser den mit Verflochtenen nicht zwanzig Personen gewußt hatten. . . . Eine solche Albernheit würde die Polizei in unsern Tagen nimmermehr begehen.

Es ist ein für jeden ehrlichen Mann niederschlagender Gedanke, daß die Polizei unsrer grossen Städte, wenn sie ihren Absichten schleunig und genau entsprechen soll, genöthiget ist, einen Schwarm von Schmeißfliegen *) in ihrem Sold zu halten. Dieses Ungeziefer drängt sich zu allen Gesellschaften, beunreinigt jeden nicht äusserst sorgfältig gewählten Zirkel. Vorzüglich nistet es in Wirthshäusern, Kaffee-

*) So übersetze ich das in der französischen Polizeisprache gewöhnliche Wort *Mouche*.

feehäusern, bei Trakteurs, in den Gärten, auf den Spazierplätzen, und allen öffentlichen Belustigungsorten. Es schleicht in allen Gestalten herum: bald stellt es einen Wirt) vor, bald einen Markeur, bald einen Dikasterianten; jezt einen Kaufmannsdiener, dann einen Pensionisten, nun einen Kammerdiener, oder Sekretär; es befühlt in der Hülle eines Doktors den Puls; schreibt in der Hülle eines Advokaten Akten und Rapporte; macht in der Form eines Mönchs Hausbesuche; tändelt in dem Mäntelchen eines Abbe um galante Weiber; verwandelt sich sogar in Barone und Grafen.

Nirgend kann man sich seiner erwehren: es sizt mit am Spieltisch, tanzt auf Bällen, frühstükt im Augarten, horcht im Theater, spricht kühn in den Abendgesellschaften, kokettirt im Zimmer des Freudenmädches, besäuft sich im schmuzigen Bierhause.

Zwar hat es sich nicht so gar sehr vermehrt, wie in Paris; aber wenn eine Gesellschaft vor ihm rein gesichert seyn will, muß sie wohl geprüft und nicht sehr zahlreich seyn.

Der kleine und der mittlere Bürger in Wien weiß nichts von dem Daseyn der Schmeißfliegen; er wähnt, es gehöre niemand zur Polizei, als wer die Uniform derselben trägt. Sobald er keine numerirte Patrontasche erblickt, glaubt er sich ausser dem Horizont seiner Zuchtmeister. Glücklicher Weise interessiren seine Gespräche die Polizei sehr wenig; so lange er also keine gerichtliche Injurien ausstößt, und keine Schläge austheilt, bleibt ihm seine Zunge ungebunden.

Es ist eine richtige Bemerkung, daß, wenn der Polizei-Direktor einem mit filosofischen Kopf versehenem Manne alles entdecken wollte, was er weiß, sieht, und hört, und ihm gewisse Geheimnisse entschleierte, von denen er beinahe ganz al-

lein weiß, es ein höchst sonderbares und lehrreiches Werk unter der Feder des Filosofen werden müßte, das alle seine übrigen meist bloß theoretischen Mitbrüder in Erstaunung setzen würde. Allein, dieser Beamte ist wie der Groß-Pönitentiar: er hört alles, und sagt nichts weiter; wundert sich auch über gewisse Verbrechen bei weitem nicht so sehr, wie andere gewöhnliche Menschen. Da er beinahe stündlich die Schelmenstreiche des Betrugs, die Schandthaten des Lasters, die heimlichen Meuchelthaten, und den ganzen Unflath menschlicher Handlungen vor sich aufgedeckt sieht; so muß es ihm nothwendiger Weise etwas schwer fallen, an die Rechtschaffenheit und Tugend der ehrlichen Leute zu glauben. Er ist in einem Zustande von unaufhörlichem Mißtrauen; und im Grunde ists nöthig, daß er mißtrauisch sei, denn, nach den ausserordentlichsten Erfahrungen, die ihm Menschen und Vorfälle schon gegeben haben,

muß er nichts mehr für unmöglich halten. Seine Stelle befiehlt ihm unaufhörlich und ernstlich an allem zu zweifeln.

XXXVI.

Freiheit im Reden.

Ungeachtet dieser alles wissenden, alles ausspähenden und behorchenden Polizei, herrscht doch in Wien die ungezwungenste Freiheit im Reden, sowohl in Privathäusern, als selbst in öffentlichen Orten und Pläzen.

Wenn man den hiesigen freien Ton, sowohl in Reden als Schriften, mit dem Tone der meisten sogenannten freien Staaten, als da sind Schweiz, Venedig, Genua 2c. vergleicht: so ist man in heisser Versuchung, über jenes hochklingende Prädikat der eingebildeten freien Leute gewaltig zu lachen. Wenn man ihn gegen das ängstige Ohrengeflüster hält, das in so

man=

mancher kleinen Residenz so manches kleinen Fürsten, so manches kleinen Ländchens nothwendige Mode ist: so preist man sich glücklich, in der Hauptstadt eines mächtigen grossen Fürsten zu leben.

Dieß hat nun freilich seine guten Gründe. Die Existenz unsrer heutigen Republiken ist äusserst prekär: sie sind schwach von innen, und schwach von aussen; und ein Häufchen warmköpfiger schreiender Kannegiesser kann dort den ganzen schlecht bewehrten Staat in Unordnung bringen. Und was gewisse kleine Fürsten betrifft: die haben oft so kleine Launen, so kleine Leidenschaften, so kleine Grundsätze in ihrem Thun und Lassen, daß sie sich nicht anders in Respekt zu erhalten wissen, als wenn sie dieselben mit der Kleinlichkeit krönen, ihren Unterthanen das Reden zu verbieten.

Ganz anders verhält es sich in einem grossen Staat. Was bekümmert ihn der Wiz seiner Residenzbewohner? Stat mole

sua. Im Gedränge mehrer hunderttausende ist die kühnste Deklamazion eine Stimme in der Wüste, die höchstens eine Kaffeebude belustiget, und sich im Augenblick wieder in die Luft verliert, ohne daß auch nur ein zehntausend Theilchen des Publikums darauf Acht genommen hat.

Räsonnirt man mit Einsichten und Gründlichkeit, so wird der Staat sogar dabei gewinnen. Räsonnirt man schief und toll, welches wohl meist der Fall seyn möchte, so folgt wohlthätiger Spott dem Kritiker auf den Fuß, und hebt das Zwergfell der Zuhörer, die des erbärmlichen Predigers müde, seine Kanzel verlassen. Und gesezt auch, die Schmähsucht griffe etwas weiter um sich: kennt man das Motto des Kardinal Mazarin nicht?
„ Que dit-on de Nous? . . . Ils cantent
„ Monsignor, ils cantent. . . . Eh bien!
„ laissés les canter, pourvu qu'ils pay-
„ ent. . . .

Man hat seit der jezigen Regierung in Wien kein Beispiel, daß jemand seiner freien Sprache wegen von der Polizei Verdruß gehabt hätte. Dieß ist ohne Zweifel der vollgiltigste Beweis von den klugen Gesinnungen der Regierung über diesen Punkt: sie dienen ihr zur Ehre; und wenn sie ihren Vortheil kennt, so wird sie auf diesen Grundsaz halten.

Die Person des Landesherrn, die Politik, und die Religion, sind die drei Klippen, an welchen schon so mancher neuer Demosthen gescheitert ist, und Ruhe, Vaterland, oder Freiheit verloren hat. Nicht so hier. Kaiser Josef sezt sich für seine Person über die böse Laune einiger Mißvergnügter hinaus. . . . Die Politik treibt heut zu Tage ihr Spiel und ihre Plane mit einem so undurchdringlichen Geheimniß, daß sich alle, die im Ernste Kannegiesserei treiben, mit ihren vermeintlich feinen Näsen bloß lächerlich machen, und die Regierung mehr belustigen als beunruhi-

 gen.

gen.... Die Religion greift ein nüchterner, mit seinen fünf Sinnen versehener Mensch nie gröblich an. Wenn also etwa in einem schmuzigen, finsteren, abgelegenen Saufwinkel sich ein toller Tropf plumpe, grausliche Lästerungen dagegen entfahren ließ, so weiß man, daß dieß das Gebrüll der Besoffenheit ist, welches den unsinnigen Wicht selbst bei seinen Zuhörern verächtlich macht.

Ich wünsche, daß die Freiheit der Zunge nie mehr eingeschränkt werde, als sie es gegenwärtig ist. Es giebt zwar Fälle, die es unvermeidlich machen, diesen oder jenen Mund mit Gewalt stopfen zu müssen, und dieß in allen Ländern und Regierungsformen; aber sie sind selten, und die Folge ausserordentlicher Vorfälle und Umstände, oder eines verwünschten Despotismus; nie aber einer klugen gemässigten Zungenfreiheit. Im Gegentheil, wo diese aus Grundsäzen fortdauernd begünstiget wird, verhindert sie jene plöz-

lichen wilden Ausbrüche eines gährenden Geschreis. Auch thut sie überhaupt unendlich viel zur Erhaltung eines milden beugsamen Karakters bei jedem Volk.

XXXVII.

Neugierde.

Wißt ihr die Geschichte von Hans Nord *)? . . . Dieß ist das Schiksal aller grossen Städte.

„Die Wiener sind doch erz fürwitzige Thoren!" hört man täglich von andern Wienern sagen, wenn sich plözlich ein Haufe Leute versammelt, um einen im Grunde sehr nichtswürdigen Gegenstand anzusehn.

Wer den Wienern diesen Vorwurf macht, und glaubt, in andern grossen Städ-

*) Gellerts Fabeln und Erzählungen.

Städten geschehe dieses nicht, der kennt die Menschen, und besonders die Bewohner grosser Städte sehr schlecht. C'est partout comme chez nous!

Die Bewohner grosser Städte haben durch den beständigen Lärmen, und die immerwährende Bewegung in denselben, ihre Sinne stets so sehr aufgewekt und geschärft, daß jeder Vorfall, der ihnen auf ihrem Wege begegnet, sie sogleich reizt, und an sich zieht. Neue ungewöhnliche Auftritte sind ihnen ein ordentliches Bedürfniß; und so fesselt sie jede Kleinigkeit, die dieses Bedürfniß stillen zu wollen scheint. Da überdieß an einem grossen Orte immer eine wallende Menge von Menschen aus Geschäftigkeit oder Vergnügen in den Strassen herumwandelt, so häuft sich der Zusammenfluß augenbliklich.

Ich übergehe die Beispiele aus London und Paris, welche beweisen, daß die Liebe zum Wunderbaren und Ausserordentlichen eine von den Erbsünden der grossen

Städte ist, die platterdings daraus nicht kann vertilget werden.

Die Wiener sind in der That schon oft weidlich für ihre Neugierde geprellt worden. Man erinnert sich noch eines gewissen Chinesischen Feuerwerks von einem spizbübischen Friseur, und ähnlicher Auftritte.

Die beiden lezten Prellereien dieser Art fielen im J. 1784 vor. Am 10ten Mai hatte der nun schon runzlichte Reitkünstler Hyam versprochen, nach vollendeter Reiterei drei Luftbälle steigen zu lassen, mit deren leztern ein Mensch, oder bei zu ungestimmen Winde ein Widder in die Luft gehen würde. Der Zulauf war groß, wie natürlich. Was geschieht? Erst kömmt ein kleines Bläschen von der Grösse eines Spiel-Ballons, und fliegt davon; darauf erscheint der Ballon, welcher einen Menschen oder Widder in die Luft führen sollte; und was war's? eine Kugel vong ummirten gelben Taffet, von etwa 5

Fuß im Durchmesser, mit einem daran hangenden hölzernen Käficht, welcher leer; und so klein war, daß nicht einmal eine Gans darin Raum hatte. . . :

Am 8ten August des nämlichen Jahrs versprach ein gewisser Schweizer, Namens **Boden**, durch öffentliche Anschlagzettel, bei der Taborbrüke zu Fuß über die Donau zu gehen. Die Neuheit dieses Unternehmens zog abermal eine Menge Zuschauer hin. Boden hatte Schuhe von Korkholz, stieg in das Wasser, taumelte kaum ein paar Schritte fort, verlor das Gleichgewicht, und stürzte mit dem Kopf in den Fluß, die Füsse aufwärts gekehrt. Man zog ihn heraus. Zitternd, und vom Wasser triefend, machte er den zweiten Versuch, und stürzte wie zuvor. Jezt nahm ihn die Wache vor dem Grimm der erbitterten Zuschauer in Schutz.

Wer verdient bei solchen Auftritten den öffentlichen Spott? Die Neugierigen wahrlich nicht. Aber die Polizei sollte die Experi-

perimente und Maschinen solcher Künstler erst durch einen Kommissär praktisch untersuchen lassen, ehe sie ihnen die Bewilligung gäbe, durch öffentliche Anschlagzettel dem Publikum das Geld aus der Tasche zu lügen.

Allein, in dem gedankenleeren, müssigen, abgestumpften Gehirn gewisser Leute sizt eine andere Art von Neugierde, die niederträchtig und verächtlich ist. Sie zeigte sich vor kurzem bei zween Anlässen. Im Monat März 1786 ward ein Mörder gerädert. Dieses Trauerspiel war für die gegenwärtige Generazion zu Wien neu: man drängte sich im Strohm hinzu; und nicht bloß die Hefen des Volks, sondern auch viele von solchen vermeintlich bessern Geschöpfen, die auf Erziehung, Ehrgefühl, und edle Denkart Anspruch machen. Ich lasse eine bei dieser Gelegenheit erschienene Broschüre reden: „Der Zug „zum Rabenstein glich mehr einem Eselritt, als einem Auftritt der ernsten

Gerech-

„Gerechtigkeit. Unsere jungen Kavaliere „ritten vor dem Henkerswagen her, und „machten mit dem spanischen Rohre Plaz; „auch sogar Damen tummelten ihre Eng„länder waker herum *), ꝛc." Der Verfasser hat Recht, die Sache so derb zu benennen; eine solche Pöbelei von seyn wollenden Edeln verdient keine Nachsicht, noch Entschuldigung.

Umsonst, die Ritter und Ritterinnen sind nicht zu bekehren. Wenige Monate nach jenem Auftritt kam ein siebenzigjähriger Greis von Rang und Stande, wegen einem Kassedefekt, auf die Schandbühne; und, sieh da! die Ritter fanden sich getreulich wieder ein.

Daß der Pöbel zu solchen Schauspielen der Justiz hinlaufe, verzeiht man ihm; erstens weil er der Pöbel ist; und dann, weil der Zwek der Strafe verloren gieng, wenn

---

*) Uiber die Wiedereinführung der Todesstrafen.

wenn der Bestrafte ganz ohne Zuschauer, folglich ohne Gefühl der Schande und Reue blieb. . . . .

Aber was Leute von anmaßlicher Lebensart, und Erziehung zu solchen Auftritten hin loken könne, das ist schwer zu bestimmen.

Man mache den Einwurf nicht, daß bei der Hinrichtung des Damien die Fenster um den Richtplaz schon zwei Monate vorher um zwei Louisd'or vermiethet, und bei der grausamsten aller grausamen Hinrichtungen ringsum von der Schönen Welt besetzt waren. Leider war es so! aber eine Pariser Unart rechtfertigt keine Wiener Unart.

Ich kann mir nur zweierlei Gründe denken, die Leute von einem gewissen Stande zu solchen Schauspielen ziehen können: entweder, sie fühlen ein wirkliches Vergnügen bei der Qual ihrer Mitmenschen;

 oder,

oder, sie bedürfen solcher lebendiger Beispiele zu ihrer Moral. . . . . . .

. . . .

In beiden Fällen bedaure ich sie so sehr, als den Schuldigen, und verachte sie noch mehr als denselben.

XXXVIII.

Pracht und Aufwand.

Andre Zeiten, andre Meinungen! . . Noch vor zwanzig Jahren fand es der hiesige Hof für sehr gut, Pracht und Aufwand durch alle Wege zu befördern.

Er selbst leuchtete mit seinem Beispiel anziehend vor. Feste, Galatage, Spiel, zahlloses Personale, reiche Besoldungen und Pensionen, Lustreisen und Lustparthien, und eine gewisse großmüthige Freigebigkeit, alle ihm erwiesene Dienste kaiserlich zu belohnen, zeichneten den österreichischen Hof hervorstechend aus: jedermann, der in der

Sfäre

Sfäre desselben lebte, fühlte die Wirkungen davon, und genoß angenehme Tage.

Der Adel stimmte sich nach dem Tone des Hofes; und da er eine Menge sehr reichlich begüterter Familien zählt, so konnte er diese Stimmung ertragen. Jedes grosse Haus in Wien bildete wieder einen kleinen Hof, an welchem Pracht, Uiberfluß und Wohlleben, immerwährenden Genuß und lautere Freude unterhielt. Der Wiener Adel wurde von dieser Seite in ganz Europa zum Gegenstand eines allgemeinen Erstaunens: er trug bei Ambassaden und Negoziazionen diese Eigenschaft mit sich auch an auswärtige Höfe; besonders konnte man bei Wahlen, Krönungen, Heirathen ꝛc. in Frankfurt und Wien die Bewunderung der Pracht des Adels kaum hoch genug treiben. Auch entstand ein Sprüchwort in der grossen Welt: daß es zwar dem Adel andrer Nazionen manchmal gelinge, auf der Rennbahn der Verschwendung einen Vorsprung zu thun;

daß es aber keinem möglich sey, so lange auszuhalten, wie dem Wiener Adel.

Andre Zeiten, andre Meinungen!... Heut zu Tage hat der Hof seine äussere Gestalt gänzlich geändert; seine Devise ist Oekonomie. Von grossen rauschenden Festen, und andern ähnlichen Dingen ist keine Rede mehr.

Uiberhaupt macht der Hof von Seite des Aufwandes gar keinen Eindruk. Den Frohnleichnamstag und Stefanstag ausgenommen, wo der Kaiser mit einer Art von Prachtzug sich, wenn er eben hier ist, sehen läßt; würde man kaum bemerken, ob er in Wien sey, wenn man ihn nicht manchmal in einer zweispännigen grün lakirten Schäse nach dem Augarten fahren sähe.

Man kann mit Recht sagen, daß der Hof eher zu wenig als zu viel Aufwand mache. Indessen wird sich ganz gewiß auch einst dieser Artikel wieder ändern, weil sich, wie man weiß, alles in einem ewi-

gen Zirkel dreht, und die Kunst zu profezeihen für einen Filosofen so schwer nicht ist, als man sich gewöhnlich einzubilden pflegt.

* * *

Wenn der Hof bei Einschränkung seines Aufwandes zum Ziel hatte, den Adel ebenfalls nach seinem Ton umzustimmen, so muß man gestehen, daß er seine Absicht nicht vollkommen erreicht habe.

Es sind, wie man weiß, ungefähr zwölf fürstliche Häuser in Wien, davon jedes im Durchschnitt genommen, wohl jährlich 200000 Kaisergulden verzehrt; es sind auch welche darunter, wie Lichtenstein, Esterhazy, Schwarzenberg, Dietrichstein, Lobkowitz ꝛc. die von 300000 bis 700000 Gulden in Umlauf setzen. Die übrigen etwas minder reichen, verzehren zwischen 80000 und 150000.

An die Fürstenhäuser schließt sich eine weit grössere Zahl von gräflichen Häusern, die zwischen 50000 und 80000; und dann

wieder eine grössere, die zwischen 20000 und 50000 Gulden jährlich aufwenden. Einige erst unter Maria Theresia baronisirte Familien wußten sich in den schweren Kriegen der Kaiserin durch Kommerz, Lieferungen und mancherlei Unternehmungen von Wichtigkeit, grosse Summen zu erwerben, und geniessen dieselben nun in Ruhe und Bequemlichkeit. Endlich sind auch Häuser von Agenten, Wechslern und Negozianten, deren Aufwand 10000 und 12000 Gulden jährlich beträgt.

Welche Rubriken eigentlich in den grossen Häusern die größten Summen verschlingen, weiß ich nicht genau zu bestimmen. Diese Rubriken selbst sind: Tafel, Puz, Pferde, Bedienung, Lustparthien. Dieß sind die Gözen, denen, gleich den Gözen so mancher Religionen, jene schweren Rollen Goldes unaufhörlich geopfert werden. . . . Wenn in diesem Hause die Tafel jährlich 30000 Gulden kostet: so kostet die Unterhaltung des Stalles in je-

nem 24000. Wenn dieser Fürst mit einem Gefolge von 8—10 Personen ausreitet: so hat der andre eine Garnitur von diamantenen Schnallen zu 30000 Gulden an den Schuhen, und ein paar brillantner Uhrketten zu 18000 Gulden angehänget. Wenn jene Gräfin posttäglich die Zeichnungen der neuesten Moden aus Paris erhält: so verschaffet sich diese alle Wochen ein grosses Souper, ein Konzert, eine Lustfahrt 2c. 2c.

Kurz, jeder hochbegüterte Kopf opfert seinen Launen. Seine Herrschaften, seine Bergwerke, seine Kapitalien, sein Amt, sein Kommerz, sind eine nie versiegende Quelle von Einkünften; und seine Prachtliebe, seine Bequemlichkeit, seine Fantasien, sein Ehrgeiz, sein Hang zur Freude und Lust läßt sie durch tausend Kanäle wieder ausströmen.

Wer nicht wenigst 20000 Gulden jährlich zu verzehren hat, der macht in Wien kei-

keine Figur; das heißt, er lebt zwar gemächlich, aber er wird nicht bemerkt.

Man hat östreichische Kavaliers gesehen, die bei feierlichen Vorfällen ihres Hofes Millionen ausgaben, um ihrem Landesherrn und ihrer Familie Ehre zu machen.

Die gar grosse zweklose Verschwendung zeiget sich indessen nicht mehr. Ein Mann der heute noch manches in dem Styl seiner Vorfahren in diesem Punkt thun wollte, würde ohne Gnade ausgepfiffen werden. Im Durchschnitt kann man so ziemlich annehmen, daß bei den heutigen Männern der Stall, und bei den Weibern der Putztisch den meisten Aufwand verschlinge. das hohe Spiel wird äusserst selten; und die Tafel zeichnet sich mehr durch moderne Delikatesse, als durch alte Uiberladung aus.

XXXIX.

Ein grosses Haus.

Wenn man dem regierenden Bürgermeister einer Reichsstadt oder kleinen Republik, den Schematismus eines grossen Hofes zu lesen giebt, so versteht er ihn kaum zur Hälfte, und weiß nicht, was er aus einer Menge von Aemtern und Bedienungen machen soll, deren Gegenstände seinem eingeschränktern Bedürfniß-Kreiß gänzlich unbekannt sind.

Der nämliche Fall ist — freilich in sehr verjüngtem Maßstab — auch mit einem grossen Hause. Es giebt in Holland, in der Schweitz, im H. R. Reiche manchen Bürgermeister, dessen ganzes Gefolge in einem Kerl und einer Magd besteht; der erstere ist zugleich Kammerdiener, Lakei, Läufer, Hausknecht; er tritt am Sonntag in einer weitermlichen Livree seinem Herrn in die Kirche nach, und spal-

tet am Montag Holz; die zweite ist Kammerjungfer, Köchin, Wäscherin ꝛc. je wie es die Umstände erfodern. Niemandem fällt es dort ein, daß die Person des Bürgermeisters oder Rathsherrn mehr Ansehen und Bedienung nöthig haben könnte: und dieß ist für jene Staaten sehr gut.

Allein, was einem kleinen und armen Staat zu seinem Gedeihen ist; dieß würde in einem grossen und reichen, am Hofe eines mächtigen Monarchen, eine sehr entgegengesetzte Wirkung thun. Ein handelnder Republikaner lebe immerhin kärglich und eingeschränkt, er verdient dafür Achtung und Beifall. — Ein großer Herr in Wien muß sich auf einen andern Fuß setzen: und dieß ist für Wien gut und nöthig.

Ich nehme keines von den allerersten größten Fürstenhäusern, sondern von den mittlern, das in Betracht der Einrichtung

auch

auch mit den ersten Gräflichen in gleicher Linie steht.

Wenn diese Familie nicht ein eigenes Haus in der Stadt besitzt, so kann sie sich unter 5000 fl. Miethe nicht einwohnen.

Die Frau braucht zu ihrer Bedienung eine oder zwei Kammerjungfern, einen Kammerdiener, eine Putzwäscherin, zwei Stubenmädchen, ein extra Mädchen, ein Hausmensch, einen Laufer, drei Bediente.

Der Herr hat einen Sekretär, Kammerdiener, Kammerlakeien, Jäger, Läufer, Leibhusaren, zwei Bediente.

Zum allgemeinen Dienst des Hauses sind der Haushofmeister, Tafeldecker, zwei Zimmerputzer, zwei Hausknechte, ein Portier oder Thürhüter.

In die Küche gehören ein Mundkoch, Zuckerbäcker, Pastetenkoch, Bratmeister, mit dem übrigen Troß von Küchenjungen, Küchenträgern, Kesselreibern, Küchenmädchen ꝛc.

Den

Den Stall besorgen ein Stallmeister, ein Bereiter, zwei Kutscher, zwei Postillions, zwei Vorreiter, zwei Reitknechte, vier Roßwärter ꝛc. Dazu gehören ein Paradezug, zwei Postzüge, verschiedene Schwimmer- und Pirutschpferde, 5—6 Reitpferde, 3—4 Klepper, einige Strapazierpferde ꝛc.

Es werden täglich dreierlei Tische gedekt: die Herrschaftstafel, der Offiziertisch, der Gesindetisch.

Die einträglichsten Posten sind jene des Haushofmeisters, und des Mundkoches, der gewöhnlich auch Kontroleur heißt. Sie kaufen die Hausbedürfnisse ein, und führen die Rechnungen; und die grossen Herren in Wien sind großmüthig, und weder grosse noch strenge Rechenmeister.

Man rechnet die Summe der männlichen und weiblichen Hausbedienten in Wien auf 20000 Köpfe, und diese Rechnung ist gewiß nicht übertrieben.

Es ist ein höchst schiefes Räsonnement, wenn man verlangt, daß die großen Familien einer grossen Residenz sich sehr zusammenziehen, einschränken sollen. Wir haben einige solche Beispiele gehabt. Die Häupter einiger Familien lebten, theils aus natürlichem Hang, theils aus schmuziger Geldgierde, eine Zeit über sehr haushälterisch. Was war die Folge? . . . Einer hinterließ bei seinem Tode 8,000,000, ein anderer 13,000,000, ein anderer gar 17,000,000, Gulden baares Geld. Nun stelle man sich vor, daß 10—12 grosse Häuser, und zwar durch 3—4 Generazionen auf diesem Fuß zu leben anfiengen! Was soll dann aus diesen Millionen, aus solchen todten Metall-Haufen werden? Ist die Bestimmung des Geldes, in eisernen Kisten, und gewölbten Kellern zu verschimmeln? . . . Man denke sich die Folgen, welche ein solche misverstandene Oekonomie, eine so alberne Hemmung des öffentlichen Geldumlaufes verursachen müßte!

Einige sehr weise seyn wollende Leute, aus geldarmen Gegenden, und die ihre Ideen über Finanzsysteme nicht weiter als aus einer mittelmässigen Kaufmannspraxis hernehmen, könnens nie satt kriegen, die Anhäufung des Geldes zu predigen. Für einen Kaufmann oder Wechsler mag diese Logik gut seyn, weil seine Geschäfte und seine Existenz von der Summe seines Kapitals abhangen, und er mit dem Verlust seines Vermögens verloren ist. Aber ein grosser reich begüterter Herr, dessen Vermögen sich alle Jahre sicher durch hunderttausende erneuert, muß nach ganz andern Grundsätzen leben.

Vermindern die grossen Häuser ihren Aufwand, ihre Bedienung, so vermindert sich eben dadurch der Absatz der Natur- und Kunstprodukte, folglich auch die Zahl und der Fleiß der Produzenten, und so weiter.

Ich bin der festen Uiberzeugung, daß der Hof und das Publikum es den grossen

Häu-

Häusern Dank wissen müssen, daß sie auf den Füß der grossen Häuser zu leben fortfahren.

XL.

Holz = Verbrauch.

Man brennt in Wien gegenwärtig noch nichts anders, als Holz.

Ich weiß, daß manche Wiener über diesen Ausdruck grosse Augen machen werden: „als ob man etwas anders brennen „könnte, ausser Holz," werden sie sagen.

Ich wünschte, daß sich dieses immer sagen liesse; aber ich fürchte, nach fünfzig Jahren werde sich die Sprache auch hier über diesen Punkt verändern.

Wien braucht jährlich 300000 Klafter Brennholz. Das meiste davon kömmt zu Wasser an. Die vier privilegirten Holzschwemmer, Grechtler, Führenberg, Tobenz und Hoyos, liefern jährlich unge-

fähr 80,000 Klafter; der Bischof von Passau sendet gegen 30000 Klafter, aus Baiern und Schwaben kömmt auch eine beträchtliche Menge; der Kaiser giebt aus seinen Domanial-Waldungen, und seit einigen Jahren auch aus den Förſten der aufgehobenen Klöster, Holz zum Verkauf; und endlich führen die Kavaliers, und andere privat Leute, auch Bauern, welche in nicht zu weiter Entfernung von Wien Holzungen besitzen, einigen, doch nicht sehr grossen Vorrath davon in die Stadt.

Die Niederlage dieses so unentbehrlichen Bedürfnisses ist zwischen der Roßau und der Stadt, und bei den Weißgärbern, am Ufer der Donau, die treulos genug ist, bei plözlichen Anschwellungen, manche Klafter fortzuschwemmen, die man mit Sorgfalt bis aus dem entfernten Schwaben hieher geflößt hatte.

Es ist einleuchtend, daß ein Platz wie Wien eine ungeheure Holzmasse verzehren müsse. Der Häuser sind viele, wo im

Winter täglich eine ganze Klafter Holzes in Rauch aufgeht. In einem einzigen grossen Fürstenhause wurden vom Mai 1784 bis zum Mai 1785 volle 650 Klafter verbrennt; es waren in den kalten Monaten täglich gegen 100 Oefen zu heizen.

Noch vor zwei Jahren hatte das Holz einen gesetzten Preis. Se. Majestät der Kaiser, welcher in allen Dingen gerne die Freiheit des Handels und der Gewerbe befördert, gab auch den Holzverkauf frei, um durch die Konkurrenz den Preis fallen zu machen. Aber diese gute Absicht mißlang. Seit Aufhebung der Taxe ist das Holz theurer geworden. — Das Klafter harten Holzes kostet gegenwärtig — im Januar 1787 — 8 fl. 30 kr. Das weiche 5 fl.

Es ist eine bekannte Sache, daß in ganz Europa alle Jahre mehr Holz verbraucht wird, als nachwachsen kann; und daß seit den letztern hundert Jahren

der Preis des Holzes zehnfach gestiegen ist.

Die Wiener, welche bisher noch gewohnt sind, das Holz auf der Donau alljährlich eben so richtig herunter schwimmen zu sehen, als das Wasser des Flusses herunter kömmt: dürften also in Zeit von fünfzig Jahren wohl inne werden, daß man sich im Nothfall auch bei andern Dingen wärmen müsse, als bei leichtem und hartem Holz.

Noch wissen sie nicht, daß man in Holland und England, statt des Holzes und neben dem Holz, Torf, Steinkohlen, Stroh und Stoppeln, Genster und Farnkraut brennt; daß man auf den Schleswigischen Inseln getrokneten Kühmist; in der Schweiz gedörrten Schafmist, Alprosen, Breusch, Schieferkohlen, und Gerberlohe brennt; daß man in Schweden Rasen; in Schlesien Disteln und Klettensträuche, Sonnenrosen, und Erdäpfelstauden, und in Island sogar Fischgräten

brennt;

brennt; daß in Apulien die Fischer ihre Fische bei dürrem Büffelkoth braten ꝛc.

Alles dieses gibt freilich weder eine so angenehme, noch so gesunde Wärme, wie das Holz. London ist das ganze Jahr in seinen Kohlendampf gehüllt; und in Holland und der Schweiz stinkt der Torfrauch durch ganze Städte, berüst die Häuser, legt sich schwer auf die Brust der Athmenden, und verdirbt den Geschmak der Speisen, die dabei gekocht werden. Ich weiß Plätze, wo man sich anfangs sehr dagegen sperrte, Torf zu brennen, weil der häßliche Dampf die ungewohnten Nasen der Einwohner tödtlich belästigte; aber die Noth drang vor, man gewöhnte sich daran, und war bald froh, nur etwas gefunden zu haben, das vor dem Frost wehrte.

Der Himmel gebe, daß Wien noch lange vor solchem Gestank bewahrt werde!

XLI.

Banko = Zettel.

Es sind in Europa beständig über hundert Münzwerke im Gange, die unermüdet Gold, Silber und Kupfer prägen, um diese allgemein angenommenen Zeichen des Reichthums zu vermehren und in Umlauf zu sezen. . . . Dem ungeachtet klagt man allenthalben über Mangel und Seltenheit an baarer klingender Münze.

Das Geld ist keine Waare, die sich durch den Gebrauch verzehret, oder zerstört. Wo kömmt es also hin? Welche sind die Schlünde, in denen sich die ungeheure Masse des immer neu geprägten Geldes immer wieder verliert?

Ostindien, China, die Türkei, die Afrikanischen Sklavenküsten, die Seeräuber, die Erdbeben, die Uiberschwemmungen, die Feuersbrünste, die Schiffbrüche, das Vergraben in Kriegszeiten, die Kir-

chen=

chenschätze, die grossen Silbergeräthe der Reichen, die unterirdischen Gewölbe der immer sparsamer werdenden Könige, die eisernen Kisten der Geizhälse ꝛc. ꝛc. Dieß sind größten Theils die Löcher, durch welche das baare Geld aus dem wohlthätigen Kreise der allgemeinen Zirkulazion hinauslauft.

Um diesen Mangel der klingenden Münze einigermassen zu ersetzen, die Zeichen des Reichthums zu vervielfältigen, und den Umlauf zu befördern, hat man bekanntlich schon seit lange in einigen Ländern öffentliche Papiere eingeführt, die dem Gelde gleich geachtet sind, und die Stelle desselben vertreten.

Diese papierne Münze heißt in Wien Banco-Zettel. Im Junius 1785 wurden alle alte Banco-Zettel eingelöset, und für 20,000,000 neue ähnliche in Umlauf gesetzt. Die geringsten dieser Zettel sind zu fünf Gulden, von da steigen sie auf 10, 25, 50, 100, 500, 1000 fl. welches ihr höchster Werth ist.

Ehedem waren sie nur in den deutschen Erbländern, in Hungarn und Böhmen im Kurs; seit der Einführung der Neuen haben sie auch in Gallizien und in der Lombardie den Umlauf.

Weil sich das Publikum anfangs nicht an diese Papiere gewöhnen wollte, und besonders die Kaufleute der Einnahme derselben auswichen; machte der Hof eine Verordnung, daß die Handelsleute die Hälfte ihrer Abgaben in Banco-Zetteln bezahlen mußten. Dieses Gesez besteht noch, ob es schon nicht mehr nöthig wäre, weil heut zu Tage die Kaufleute, von der Bequemlichkeit dieser Papiere überzeugt, dieselben besonders zum Versenden besser brauchen können, als gemünztes Geld.

Diese neuen Banco-Papiere kamen aus der Drukerei des Herrn von Kurzbek. Man weiß, welchen Reiz die Verfälschung solcher Papiere immer und allenthalben für lieberliche Buben und arme Schluker gehabt hat. Um solchen Verfälschungen

mehr vorzukommen, sie zu erschweren und zu verhindern, hat man sie noch viel künstlicher und verzogener gemacht, als die vorigen waren. Vergebens! ein ganz neues trauriges Schauspiel hat gelehrt, daß die aus unüberdachter Verschwendung entstehende Geldgierde keine Schwierigkeiten scheut, und im Stande ist, bethörte Helfer und Helfers-Helfer anzuwerben. Nach den Gesetzen steht die Todesstrafe auf der Verfälschung der Banco-Papiere; und — sie werden leider doch verfälscht. Der Angeber erhält 10000 fl. baar Geld, und Befreiung von der Strafe, wenn er schon selbst Mitschuldiger ist.

Dieser Umstand hat seit kurzem in Prag und Wien ein paar teuflische Auftritte veranlaßt. Listige Spizbuben lokten Leute, denen sie sogar Verbindlichkeiten hatten, zur Verfälschung, und halfen zum Scheine selbst mit: sie eilten aber auch sogleich zur Polizei, um ihre Gehilfen anzugeben; denn dieß war ihre höllische Absicht bei der

Verführung ihrer Freunde. So schwarz diese That an sich selbst ist: so fodert doch leider die öffentliche Sicherheit, und die Heiligkeit des gesezlichen Versprechens, diese abgefeimten Spizbuben zu belohnen. Damit man auch nicht daran zweifle, und jedermann in ähnlichen Fällen zur Anzeige aufgemuntert werde, hat der Hof bei dem letzten Vorfall dieser Art sogar durch die Zeitungen gesezlich publiziren lassen: „daß „den Angebern die 10000 fl. baar auf „die Hand seyn ausgezahlt worden.“

XLII.

Verwandlungen.

Es giebt manchmal eine Lage, wo man nicht laut für die gute Sache, für Freiheit des Geistes sprechen darf, ohne sich Unannehmlichkeiten und thätigen Nachtheil auf den Hals zu ziehen.

In

In solchen Fällen ist es die Sache des rechtschaffenen, edel denkenden Mannes, entweder ganz zu schweigen, oder, wenn er doch reden muß, wenigst nicht gegen die gute Sache und die Anhänger derselben zu predigen.

Unter der Regierung Theresiens gab es eine Menge Leute in Wien, die nicht damit zufrieden waren, daß sie durch ihre Tartüffen-Mine, durch ihr andächtiges Augenverdrehen; durch ihr herumlaufen zu allen Segen, Litaneien, Ablässen, Rosenkränzen, wo sich der Hof befand; durch Fischspeisen, Beichten, Meßedienen ꝛc. ꝛc. Titel, Aemter, Würden, Pensionen, ja wohl gar goldne Zahlpfenninge ins Knopfloch erwarben; sondern die noch obendrein jeden, der nicht zu ihrer Heuchlerfahne geschworen hatte, verfolgten; allen Schwung des Geistes unterdrükten; die Häscher verschmizter Pfaffen machten; selbst erhabene Personen nekten; auf minder wichtige Leute, Verweise, Ungna-

de und Verbannungen hageln liessen, und überhaupt alle Arten von niedrigen, nur verächtlichen Tartüffen eignen Ränken ausübten.

Welche Verwandlungen sind in der Oekonomie dieser Insekten seit dem 30sten November 1780 vorgegangen! . . . . . Sucht sie auf in den Kirchen, an den Betschemmeln vor einem Heiligen-Bilde auf offner Strasse, wo sie sonst stundenlang ihre unermüdeten Kinnbacken bewegten, ihre lügnerischen Augen verdrehten, mit ihrem Paternoster laut klapperten! Ihre Pläze sind leer. . . . Beseht ihre Zimmer, die ehedem mit Mönchsbildern, Reliquien, Amuletten, Kreuzpartikeln ꝛc. behangen waren; ihre Büchersammlung, die ein Magazin von andächtlichen Wust und Unsinn war: welche Verwandlung! . . . Hört ihre Diskurse: Welche Verwandlung! . . . Schleicht ihnen nach, in der Stunde der Dämmerung, welche sonst die Stunde zum Kreuzweg, zum Abendsegen, zur

Kom-

Komplet eines Klosters war: Welche Verwandlung!

Aber freilich auch in ihren ehemaligen Audienzzimmern, welche Verwandlung! welche Leere! . . . In den Gesellschaftssälen, wo sie jetzt hinkommen, welche Verwandlung! . . . In den Minen und Komplimenten, die man ihnen zuwirft, welche Verwandlung!

Wenn ein Mann ernstlich und mit redlichem Herzen auch etwas übertrieben andächtig thut, und denkt, so hat man Nachsicht mit ihm; man weiß, daß die Schuld an seinem eingeschränkten Kopf, oder an seiner Erziehung liegt. Aber wenn der Tartüff auftritt, welcher zwischen seinen vier Wänden des von ihm durch heuchlerisches Aussenwesen hintergangenen Volks und seines Landesfürsten spottet; welcher den offenen, redlichen Kopf kränket und verfolgt; welcher wie ein Kapuziner sich gebärdet, und wie ein Atheist handelt; welcher dann bei der ersten Drehung des Hof-

win-

windes seine Larve fallen läßt: den trifft, wie billig, allgemeine Verachtung. — — — — — — — — —

XLIII.

Nazional-Theater.

Ich weiß nicht genau, ob irgend einer von den Schriftstellern, welche über die Geschichte der Menschheit geschrieben haben, die Geschichte der Schaubühne zu Rathe zog, und sie zur Hilfsquelle der richtigen Durchschauung seines Gegenstandes machte. Wenn es nicht schon geschehen ist, so würde man diesen Versuch gewiß nicht vergebens machen.

Mit den Theater-Dichtern der Griechen und Römer, bin ich nicht vertraut genug, um über sie genau zu urtheilen. Aber von den neuern Nazionen weiß ich, daß ihre komischen Dichter sich immer bestrebten, die Menschen, Sitten, Thorheiten

und Laster, auch die schönen Handlungen ihrer Zeiten und Landsleute zu malen.

Dieß thaten Shakespeare, Moliere, Holberg, Goldoni ꝛc. Und der Ruhm jedes Theaterdichters stieg stets in dem Verhältniß der genauen, treffenden, richtigen Schilderung, mit der er Sitten und Menschen zeichnete.

Seit einigen Jahren beobachtete ich das deutsche Theater in dieser Absicht. Es war mir ein auffallender Zug, eine Menge von Schauspielen zu sehen, deren Stoff schwache, gegen ihre Weiber zu nachgiebige Männer sind, die dadurch sich und ihre Familie unglüklich machen. Solche sind: **Nicht mehr als sechs Schüsseln**; **der Vetter in Lißabon**; **Stille Wässer gründen tief**; **Verbrechen aus Ehrsucht** ꝛc. ꝛc. Die Hauptfigur ist immer ein unter dem Pantofel stehender Weibling, der sich in den Flitterwochen seines Ehestandes vom Hausthron werfen ließ; nur gut ist, Geld ins Haus zu schaffen, sich von

set-

seinem ehelichen Hausteufel bei der Nase führen läßt, verzärtelte Kinder hat; durch die Kaprizen, Puzsucht, und Verschwendung seiner theuren Hälfte zu Grunde gerichtet und zu Schurkenstreichen geleitet wird; oder gerade noch am Rande des Verderbens durch eine schmerzliche und gewaltsame Exorzisirung des Eheteufels sich vom gänzlichen Untergang rettet.

In meinen Augen sind diese Schauspiele eine gültige Urkunde über diesen Sittenzug unsers Jahrzehends. Niemand wagt es, zu behaupten, daß jene Karaktere aus der Luft gegriffen seyn.

Man hat so oft und ernstlich gepredigt, die Schaubühne sey eine Schule der Sitten. Uiber ihre ehemaligen Wirkungen kann ich nicht entscheiden; aber in unsern Tagen wirkt sie sicherlich nichts mehr. — Wenn irgend eine Bühne Einfluß auf die Moralität ihrer Zuschauer hätte, so müßte ihn gewiß auch das hiesige Nazional-Theater haben; denn es ist noch immer gut

be-

besetzt, ob es schon durch den empfindlichen und lebhaft empfundenen Verlust der allgeliebten Katharine Jacquet und Schröders grosse Lüken erhalten hat.

Ohne die schimmernden Verdienste der meisten Theaterpersonen in einigen Schatten sezen zu wollen, erkläre ich Herrn Brokman für meinen Helden. Jederman hat seinen Geschmak; warum sollte nicht auch ich den meinigen haben? Aber am liebsten sehe ich meinen Brokman im Lustspiel, wenn er den feinen Weltmann, den glüklichen Abentheurer, den beizenden *) Schäker, den durchtriebnen Höfling spielt. Im Trauerspiel, besonders im fremdem Kostüme, thut sein, obschon stets grosses Talent, nicht so viele Wirkung.

Die Britten sind es noch nicht müde, dritthalb hundert Jahre lang die Stüke ihres originellen Shakspeare wiederholen zu

*) Caustique.

zu sehen. Auch die Franzosen spielen schon beinahe anderthalb Jahrhunderte hindurch die Schauspiele des Corneille, Racine und Moliere, obschon viele von des leztern Arbeiten in unsern Tagen das meiste Interesse verloren haben, weil die Originale seiner Schilderungen aus der heutigen Welt verschwunden sind. Im Vergleich mit diesen Nazionen sind wir Deutsche weit unglüklicher. Wir besitzen keinen Theater-Dichter, der so viele und so gute Schauspiele geliefert hätte, daß sich eine Bühne vierzehn Tage hintereinander von ihm nähren könnte. Lessing, Göthe, Weiße, Großman, rc. haben zwei, höchstens drei auszeichnende Stüke geliefert. — Die Meisterstüke im Monströsen der H. H. Klinger, Lenz, Schiller rc, sind wie billig verbannt. — Die mittelmässigen Stüke von Stephanie, Schröder, Bock, Brühl, Wezel, Jünger rc. lassen sich ein paarmal ganz leidlich aufführen, aber dann ist es vorbei. Und überhaupt scheint das deutsche Publikum

likum mehr Hunger nach Manchfaltigkeit zu haben, als seine Nachbarn.

Um die Theater-Dichter aufzumuntern, ist hier die bekannte Anstalt getroffen, daß die dritte Einnahme jedes neuen Stüks für den Verfasser ist. Wenn das Haus gut besetzt ist, so kann der Dichter etwa 500 Gulden einstreichen, weil er von allen Logen und andern für das ganze Jahr bestellten Plätzen nichts zieht. Doch hat er auch noch ein Jahr lang freien Eintritt in das noble Parterre. Nun weiß man zwar wohl, daß sich für 100 Dukaten nicht eben Meisterstüke des Genie kommandiren lassen; indessen ist diese Belohnung für die Stüke, wie sie gewöhnlich zu erscheinen pflegen, immer ansehnlich genug.

Das Richteramt über die Annahme oder Verwerfung der neu eingereichten Stüke hat der sogenannte Theater-Ausschuß.

Diese Einrichtung ist eine unerschöpfliche Quelle von Prozessen und Zänkereien zwischen dem Ausschuß und den Autoren. Der Ausschuß, einer mächtigen Unterstüzung bewußt, fährt über die Komödienfabrikanten ohne Namen, Anhang und Protekzion, mit Rhadamantischer Strenge her, und verdammt sie in höchster Instanz zur Vergessenheit; ist aber, wie man besonders seit ein paar Jahren sieht, gegen Dichter, die von einigem zwar mit dem Theater nicht zusammen hangenden Gewicht sind, viel nachgiebiger. Freilich ist das — — — Genus irritabile Vatum oft auch zu ungestümm, und wähnet, jede in Dialogen-Form gebrachte Plattheit sey der Bühne würdig. . . . Wezel und Alxinger haben vor kurzem den Ausschuß derb gekämmt, und sie hatten Recht, und thaten wohl daran; denn man brachte zu gleicher Zeit, da man ihre Stüke verwarf, Armseligkeiten aufs Theater, die

nicht

nicht einen einzigen Auftritt aus den Schauspielen jener Dichter werth waren.

Man hat, ohne selbst recht zu wissen warum, der Wiener-Bühne, in Nieder-Deutschland, eine Zeitlang den Namen Nazional-Theater streitig machen wollen. Was hatte man dazu für einen Grund? Eine Nazional-Bühne heiße ich jene, die in der Sprache ihrer Nazion spielt, deren Stüke soviel möglich die Nazionalsitten schildern, und für den Genius und das Interesse der sie besuchenden Nazion angemessen sind. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, mag die hiesige Bühne immer ihren Namen behalten.

Es ist ein Vergnügen, im Parterre zu sitzen, auch noch ehe die Kortine gezogen wird. Die Schöne Welt in ihrem Puz, mit der Mine des Vergnügens und der Gefälligkeit, nach der bekannten Grundregel: *Spectatum veniunt, spectentur ut ipsæ.* Ringsherum eine Reihe merkwürdiger Männer; Minister, deren Minen he-

he Plane sprechen, Generale mit Narben im Kampf fürs Vaterland gezeichnet. — Diese, und überhaupt alles, was sonst immer die ernste Mine der Geschäftigkeit trägt, hier in dem Mittelpunkt der Zerstreuung, des Scherzes, und der traulichen Geselligkeit versammelt, lachen, scherzen, liebeln, tändeln zu sehen: O! es ist ein Anblik, der mir oft eben so viel gilt, als das wirkliche Schauspiel auf der Bühne.

Ein Theil des Parterre hat sich an eine niedrige, tükische Unart gewöhnt, die nahe an Ungezogenheit gränzt. Wenn in einem Stüke Ausfälle auf den Adel geschehen, klatschen die Hohlköpfe ihren plebeischen Beyfall dazu. Man weiß wohl, daß manches adeliche Geschöpf Thorheiten begeht und an sich hat, aber der ganze Stand ist eine ehrwürdige Sache. Darum, liebes Publikum von Wien, ehre den Adel; bedenk, daß der Adel dich größtentheils nährt, gegen auswärtige Feinde in krie-

gerischen Zeiten schützt, und überhaupt deinen Wohlstand vermehrt.

Vor zehn Jahren war das Theater ein Altar, dem jeder Mensch von Geschmak räuchern mußte. Besonders gieng diese Religion von Gotha und Hamburg aus. Man machte das Komödienwesen zu einer Wichtigkeit, als ob das Heil der Welt davon abhieng: man schlug Münzen, schrieb Bücher zu tausenden, wußte beinahe nichts anders mehr zu reden, als Dramaturgie. Die Komödianten sahen sich für die unentbehrlichsten Leute des Staats an. Dieser Paroxismus ist wieder vorüber; man nimmt heut das Theater für nicht mehr und nicht weniger, als was es wirklich ist: für eine angenehme, anständige, und geschmakvolle Unterhaltung.

XLIV.

Von der Liebe.

Der Patriarch Jakob diente sieben, und nochmal sieben Jahre um sich den Genuß und Besitz seiner geliebten Schönen zu erwerben.

Wenn unsere Weiber aus der ganzen heiligen Schrift nichts anderes wissen, so führen sie doch gelegenheitlich dieses Geschichtchen an: es taugt gar zu hübsch in ihren Kramm. Dafür gilt der getreue Patriarch bei unsern heutigen jungen Herren für einen blöden Schäfer.

In der That, der Gözendienst der Weiber hat seine volle Endschaft erreicht. — Welch ein Abstich! wenn man unsere Sitten zum Beispiel mit jenen aus den Zeiten der Ritterschaft vergleicht. Wie viele Jahre diente da jeder edle Knecht seiner Herzensdame mit unwandelbarer Rittertreue! welche Abentheuer bestand er;

wie viele Riesen, Drachen und Windmühlen bekämpfte er, einzig, um den holden Beifall aus den schönen Augen seiner Prinzessin zu holen! . . . Wir begreiffen heute kaum, wie unsere Vorfahrer einst so gar lächerliche Pikelhäringe machen konnten. Das vernünftigste bei dem ganzen Ritterwesen war, daß die Knappen fleißig Minesold begehrten, und auch treulich erhielten.

Noch im Anfang dieses Jahrhunderts war man mächtig verliebt. Man schlug sich für seine Schöne auf Leben und Tod; man heirathete, bloß um das eingebildete Glük zu geniessen, diesem oder jenem spröden, aber hübschen Lärvchen den Gürtel zu lösen.

Das lezte Flämchen dieser romantischen Liebe ließ sich noch im verflossenen Jahrzehend in einigen Winkeln von Deutschland bliken, da einige Flachköpfe das Fieber der Empfindelei aufwärmten, und in ihren jammervollen Romanen eine Brut

pinselhafter Liebhaber aushekten, deren Thun und Treiben darin bestand, mit ihren eben so pinselhaften Mägdlein zu seufzen, in den Mond zu schauen, zu weinen, und alberne Passionskomödien zu spielen. Diesen Ton konnte in der That niemand besser anstimmen, als ein protestantischer junger Kandidatus Theologiä, der in einer steifen Reichsstadt aufgewachsen war.

Auch dieser Paroxismus ist wieder vorbei. In Wien hatte er ohnehin nie Wurzel geschlagen, so wie überhaupt in keiner grossen Stadt, wo man Weltkenntniß und Lebensart besitzet.

Indessen ist die wirkliche sogenannte Liebe nicht ganze fremde hier. Man findet sie häufig in der mittlern und geringen Bürgerklasse, und unter dem ärmern Pöbel. Auch die geringern Bedienten aus den mittelmässigen und gemeinen Häusern, lassen ihr Liebesflämmlein nach alter Art brennen; aber doch seltner als die jungen Söhne

und Töchter der niedrigen Handwerksleute, ꝛc. Diese Kinder der Natur, die von dem sogenannten Wohlstand, keine Begriffe haben, und deren Trieben nichts im Wege steht, als das Sechste Gebot, geniessen das Glük der Liebe frei und ungestört nach ihrem Herzensbedürfniß. Wenn sie einmal einander gewählt haben, ziehn sie unbelauscht und ungescholten auf den Tanzböden, Spaziergängen, in den Gärten und Wirthshäusern, Hand in Hand umher. Ihre Aeltern, weit entfernt, sie zu stören, sind wohl damit zufrieden, daß sie sich zusammenschiken, und einander die Sonntage und Feiertage kürzen. Wird der Spaß etwa zu Ernst: je nu! so kömmt der Pfarrer, giebt das Paar zusammen; und alle Vettern, Baasen, Gevattern, helfen demselben einen Erwerb zu verschaffen; und so schleppen sie sich dann durch ihr Leben hin.

Ganz anders verhält sich die Sache in den Zirkeln der höhern Stände. Aus die-

sen ist die Liebe verschwunden. Alle Verbindungen werden dort von rechnenden Vätern oder ehrgeizigen Müttern gestiftet: das junge Paar ist bloß das Werkzeug, womit die Alten ihre Absichten ausführen. Wenn es sich je fügt, daß ein Paar aus grossen adelichen Häusern mit wechselseitiger Neigung zusammenkömmt, so macht dieß eine wirkliche höchst seltne Ausnahme von der allgemeinen Regel.

Die Leute aus dem Mittelstande, vom Halb-Adel, aus den Familien der Räthe, Dikasterianten, Negozianten, Kaufleute, suchen unter dem Schirm der Liebe, und der darauf folgenden Ehe, entweder eine Stelle, oder ein Kapital, das sie bequem nährt und versorgt. Da diese Absichten offenbar sind, und die Braut selbst wohl weiß, daß es nicht bloß um sie, sondern noch um eine wichtige Nebensache zu thun ist: so macht sie auch keine Ansprüche auf die ächte Liebe ihres Erklärten, und wird keineswegs in ihren Erwartungen getäuscht.

Sie heirathet ihn, weil sie dadurch eine Frau wird, freier leben, ein Haus kommandiren — *Ce qui plait aux Dames* — und regieren, und verwirren kann; und die Wahl hat, sich einen Liebhaber zu halten, der sie für die gleichgültige Gesellschaft des Herrn Gemahls entschädigt.

Uiberhaupt ist jene alte leidenschaftliche Liebe — eine Hauptangelegenheit unsrer Großväter — in unsern Tagen unsichtbar. Der gemeine Mann, welcher eigentlich noch liebt, findet in der Gutherzigkeit seines Mädchens alles was er verlangen kann. Der verfeinerte Mann kennt den ehemaligen Feuerstrom der Liebe nicht: sie treibt ihn nie zu jenen wilden Ausbrüchen von Leidenschaft, die in kleinern Orten noch manchmal vorfallen. Kein Wiener von der feinern Gesellschaft wird je den Werther, auch keiner den Tarquin spielen. Man hat seit undenklichen Jahren nur sehr wenige Beispiele von heftigen

Ausbrüchen eifersüchtiger Liebe: eins davon war ein Apotheker, der sich selbst kombabisirte, weil seine Schöne einem andern zu Theil wurde.

Die kultivirtern Männer, ledigen Standes, haben in der Dogmatik der Liebe den Orakelspruch des Weisen Büffon zu ihrem Glaubensbekenntniß gemacht. „O Liebe! ruft dieser grosse Filosof auf: „O Liebe! „Du einzige und reiche Quelle alles Vergnügens, aller Wollust! warum machst „du den glüklichen Zustand aller Thiere, „und das Unglük der Menschen? .... „Es geschieht dieses — antwortet sich „der Filosof selbst — weil bloß das Fysikalische in dieser Leidenschaft gut ist; „weil das Sittliche darin, troz allem, was „man aus Vorurtheilen zum Behuf desselben sagen kann, nichts taugt ꝛc."

Wer fühlt sich stark genug, dem Filosofen zu widersprechen? . . . Die Hagestolzen zu Wien finden seine Logik unerschütterlich; und ziehn noch folgende Korolla-

rollarien daraus: Es war eine Thorheit, die Liebe je zum Hochgefühl, zum Gegenstand der Geistesbeschäftigung zu erheben; ein Weib verdient unsre Anhänglichkeit, wenn sie uns durch den reellen Genuß der Liebe beglükt; will sie aber die Spröde machen, uns vergebens schmachten und lechzen lassen; will sie uns damit aufziehn, daß wir uns glüklich schätzen sollen, wenn wir sie ansehn, ihr Jahre lang den ehrfürchtvollen Sklaven machen, das Werkzeug ihrer Launen seyn; und wenns mit ihrer lächerlichen Gnade hoch kömmt, ein Pfötchen beleken dürfen: so ist sie eine abgeschmakte Thörin, die man ins Reich der Romane verweisen muß; wo sie sich einen kleinstädtischen Geken suchen mag, der ihr den Leander mache. Ein Mann von Kopf würde sich prostituiren, wenn er seine Zeit und seine Freundschaft an eine solche Marionette verschwendete.

Ganz unrecht mögen diese Herren nicht haben!

XLV.

Galanterie.

Die Galanterie, Liebelei, oder Löffelei — nach einem östreichischen Ausdruck — ist bei der schönen und feinen Welt an die Stelle der Liebe getretten.

Ich glaube, die ersten Leidenschaften unsrer heutigen Weiber von der höhern Klasse stehen ungefähr in folgender Stuffenleiter:

Eitelkeit,
Eifersucht,
Zerstreuung,
Liebesgenuß,
rc. rc.

Die Eitelkeit hat den ersten Platz, das ist ausgemacht. Wer die Foderungen derselben ununterbrochen und nachdrüklich befriedigen kann, der ist sicher, alle seine Nebenbuhler von der Seite seiner Göttin zu verdrängen.

Ein anderes Axiom ist, daß ein Liebhaber, der Kutschen und Pferde besitzt, jedem Fußgänger den Weg zum Herzen der Schönen abrennt.

Chloe will den rasendsten Deutschtänzer, Emilie den ausharrendsten Spieler, Daphne die neuesten Modespielzeuge, Iris jeden Tag eine neue Spazierfahrt, Philine die ersten Logen in den Spektakeln, Amarante den Vortritt auf den Bällen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Seyd Ihr der Held für diese Launen, wohl euch! das Schnupftuch der weiblichen Gunst trifft euch allein unter zwanzig anderen, deren Verdienst weiter nichts ist, als etwa der kahle Vorzug eines guten Kopfes und guten Herzens.

Eins der süssesten Eitelkeitsspiele mancher Damen besteht darin, daß sie trachten, so viele Sklaven als möglich an sich zu ziehn, sie an ihren Triumphwagen zu spannen, und damit auf den Lustplätzen und Spektakeln zu paradiren. Da nun Wien beständig von einem Heer müßiger Hohl-

köpfe

köpfe wimmelt, die ohnehin nichts besseres zu thun wissen, und sich unendlich gekizelt finden, wenn sie am Puztisch und in den Logen mit den Weibern tändeln, in den Alleen des Augarten und Belvedere den Arm herleihen, und ein paar Fächerknippchen erhaschen können: so fehlt es an solchen Geschöpfen nicht. Aber die Meineidigen halten es nicht lange aus; sie reissen sich von einem Wagen los, um an einem andern zu ziehn, und plaudern dann Geheimnisse herum, die man ihnen wenigst zur Hälfte glaubt, weil ihr Dienst doch einiges Lohns werth seyn muß.

Diese launenhafte Eitelkeit hat natürlicher Weise auch die Männer an eine Flatterhaftigkeit und Geringschätzung der Weiber gewöhnen müssen, die nun unter einer gewissen Klasse von Leuten durchaus Ton ist. Da man sieht, daß man bloße Puppen vor sich hat, so will man auch nichts weiters mit ihnen als tändeln und spielen. Man schmeichelt ihren Launen eine

kurze Weile, bis man seinen Zwek erreicht hat; dann lacht man über das eitle Geschöpfchen, hüpft von ihr weg zu einer andern; fängt dort die nämliche Rolle von vorne an, endet sie auf gleiche Weise, und durchläuft so den ganzen Kreis der galanten Weiber.

Dank unsern geschmeidigen Sitten, unserm lachenden Ton, unsrer verfeinerten Denkungsart! Sie haben uns von der Verzweiflung nicht erhörter Liebe, von den Mishandlungen weiblicher Felsenherzen, von dem Joch tyranischer Reize erlöst. Niemand macht heut zu Tage in der Grossen Welt eine jämmerlichere Figur als ein schmachtender Liebhaber. . . . . Dieses Stumpfnäschen, jener schlanke Rohrwuchs, dort das Talent liebelnder Nekerei, hier die Gabe Empfindungen auszukrammen, ein niedlicher Fuß, ein wallender Busen rc. reizen eure Lüsternheit: je nu, macht den Galanten, facht die Eitelkeit eurer Göttin an, und — befriediget sie; so

habt ihr gewonnen. Aber hütet euch, zu lange auf dem nämlichen Altar zu opfern; denn solltet ihr auch ungemodelt genug seyn, euch nicht selbst bald wieder nach Abwechslung zu sehnen, so würdet ihr doch damit der Göttin beschwerlich fallen: zieht euch zurük, ehe die Langeweile beide ergreift, so macht ihr die Eifersucht rege, und durch dieses Mittel könnt ihr noch einmal wieder an der nämlichen Thüre pochen, wenns euch darnach gelüstet; da hingegen nach einmal erregter Langweile der Knoten auf immer zerhauen ist.

Diese Tändelhaftigkeit, womit man die Weiber und ihre Gunstbezeugungen behandelt, setzt die ächte entschlossene Tugend in die vollkommenste Sicherheit. Man achtet es nicht mehr der Mühe werth, sich ausschliessend für dieses oder jenes Weib unabwendig aufzuopfern, läßt sie ruhig, sobald man sie entschlossen findet; verehrt im Stillen ihre Tugend, und bringt seine Opfer einem gefälligern Wesen, von dem

man sicher ist, erhört zu werden. . . . .
Gewaltthätigkeit, Weiber- und Mädchen-Raub, oder dergleichen, in vorigen Jahrhunderten nicht ungewöhnliche Auftritte, sind Dinge, auf die man nun keine fürchterliche Strafen mehr zu setzen nöthig hat, da unser Herz weiter geworden ist, und die Galanterie sich allenthalben beeifert, unsere Leiden zu mildern, und unsere Wünsche zu erhören.

Aber wehe einer bekannten Kokette, wenn sie sich etwa einmal einfallen läßt, die Spröde zu machen. Ihre Strafe ist allgemeiner Spott. Ich hörte neulich zween galante junge Männer, wie einer dem andern auf diesen Fall ein Rezept gab. Der Fünftelsaft davon besteht so ziemlich in der bekannten Stelle:

Ins Ohr gesagt, ich weiß Dir ein Arkan.
Du willst es mitgetheilt? Wohlan!
Verachten, Brüderchen, Verachten,
Dieß ist die ganze Kunst! — Du betest Chloen an,

Ein saures Blikchen macht dich schmachten;
Ein Lächeln ist genug dem Zevs dich gleich zu achten?
Du armer Mann! Wenn sie dich quälen will,
Blikst du sie sterbend an, und hältst ihr still?
Verachten, kleiner Thor! Verachten!
Probatum est! von den Remediis
Amoris, glaube mir, hilft keines so wie dieß!
Sie starrt dich an mit Augen von Medusen;
Versteinert, denkt sie, werdest du
Zum Zeichen dastehn! — aber du
Du bist kein Gek, du hast Aes triplex um den Busen,
Und issest, trinkst, und pflegst der Ruh,
Und, statt der Quälerin was dummes vorzuweinen,
Gehst du davon, auf zwei gesunden Beinen.

— — — — — — — — —

XLVI.

XLVI.

Abnahme der Ehen.

Das unbehaglichste, bitterste Verhängniß eines Mädchens scheint mir zu seyn, wenn sie ungeliebt und unvermählt verwelken, und als eine veraltete — Jungfer sterben muß.

Ich bitte, dieses nicht für Spöttelei zu nehmen, weil es gewöhnlich Ton ist, über diese Materie nur zu scherzen und zu spotten. Ich spreche im Ernste. Ein weibliches Geschöpf, das keine Kinder zur Welt bringt, entspricht schlechterdings ihrer Bestimmung und Wesenheit nicht.

Trauriger Gedanke! Unter allen Geschöpfen des ganzen Thier- und Pflanzen-Reiches bleiben von keiner einzigen Art so viele Weibchen unfruchtbar, als von unserm eingebildet erhabenen Menschengeschlecht. . . Und diese grosse Sterilität ist keine Wirkung natürlicher Ursachen, son-

dern eine Folge unsrer hohen, gesellschaftlichen Kultur! . . . Noch trauriger!

Die Ehen nehmen allenthalben ab: dieß beweißt uns jeder Geograf und Statistiker mit seinen Tauf- und Kopulazions-Listen in der Hand; und er hat Recht. Vorzüglich bestättiget sich diese Rechnung in grossen Städten.

Dieß ist auch das Schiksal Wiens. . . Wo liegen die Quellen dieses unnatürlichen Zustandes? Einige davon sind offen genug, um jederman in die Augen zu fallen. Die Eitelkeit der Weiber, ihre unersättliche Putzsucht, ihre ewigen Zerstreuungen, ihre bodenlosen eingebildeten Bedürfnisse, schreken manchen biedern Mann von den Freuden des Ehebettes zurük. So straft sich das Weibergeschlecht selbst für seine zu weit getriebene Eitelkeit. . . . Von einer andern Seite vermehrt die Einschränkung und Ungewißheit der Pensionen, den Haufen der Ehescheuen. Die Erhaltung mancher Stelle in den Häusern der Grossen

ist mit der Bedingung der Ehelosigkeit verknüpft. Diese Umstände machen, daß eine zahlreiche Klasse von Leuten sich es zum System gemacht hat, nicht zu heirathen, so wie auch die Klasse der Künstler, und andrer nicht bürgerlich angesessener Leute.

Endlich ist auch die Unauflöslichkeit unsrer Ehen ein Signal des Schrekens für manchen Mann, der seine Ruhe und Gesundheit liebt. Leider ist das heilige Sakrament ein Griff in den Glükstopf, wo gegen Einen Treffer neunzehn Nieten liegen. Hat man nun einmal den Teufel des Zankes, der Buhlerei, der Verschwendung, oder einen andern von den hundert Teufeln der hundert Hausplagen, bei sich im Bette; dann Gott befohlen Ruhe, Zufriedenheit, Lebensgenuß! da hilft kein Exorzismus. Das einzige Mittel, gegen diese Ungemächlichkeiten, unsere Ehescheidung, wie unzureichend, wie schlecht kalkulirt ist sie! — Die beiden Unzufriedenen trennen sich, dürfen nicht wieder heirathen,

leben in einem Zustand von Gewaltsamkeit, und werden durch die unbehagliche drükende Einsamkeit zu neuen Unordnungen gereizt.

Maria Theresia war bekanntlich eine unbegränzte Beförderin der Ehen. So strenge sie gegen den unsakramentalischen Genuß der Liebe eiferte, so thätig unterstützte sie den sakramentalischen. Sie vergab manche Stelle, manche Pension, bloß um ein liebendes Paar in das Ehebett zu bringen. Sie that aber auch mehr, als bloß dem schmachtenden Mädchen einen Mann, oder dem liebekranken Jüngling ein Weibchen zuzuführen; sie sorgte für die ganze arme junge Welt, die unter ihrem Horizont lebte: es ist notorisch, daß sie beständig für mehr als dreitausend dürftige Kinder Kostgeld bezahlte.

XLVII.

Falsche Schlüsse.

Unläugbar ist, daß gewisse Verfügungen in der Staatsökonomie an der Verminderung der Ehen Theil haben; und daß man diese durch gewisse nicht sehr beträchtliche Aufopferungen leicht um ein merkliches befördern könnte.

Man gesteht dieses; doch vielleicht scheinet manchen, daß man aus der sehr häufigen Vermehrung der Ehen in der Hauptstadt eben keine grossen Vortheile zu erwarten habe, weil die daselbst erzeugten Kinder doch nur eine schwächliche, verzärtelte, oft schon vor ihrer Geburt mit untilgbaren Krankheiten angestekte Generazion ausmachten; daß hingegen die Populazion auf dem Lande den wahren Kern der Nazion liefere.

Diese Behauptung ist wahr; aber die Schlüsse welche man daraus zieht, sind falsch. Es ist eine allbekannte Sache, daß in grossen Städten stets mehr Menschen sterben als gebohren werden; und daß der daher entstehende Menschenmangel durch den Zufluß vom Lande muß ersetzt werden. Je mehr nun die Ehen in der Hauptstadt abnehmen, desto grösser muß der Zufluß vom Lande seyn. Der in der Stadt gebohrne Schwächling ist freilich ein jämmerlicher Wicht, aber er ist doch für die Geschäfte derselben stark genug; und fehlt es an städtischen Schwächlingen zur Besetzung der nöthigen Pläze und Arbeiten, so muß man desto mehr robuste gesunde Menschen vom Lande herein nehmen, die also eben dadurch auf immer für den Landbau und für die dortige Populazion verloren sind.

Die Hauptstadt muß ihre Menschenmenge immer voll haben; und eben darum ist es nicht ganz gleichgültig, ob jährlich tausend Menschen mehr oder weniger darin gebohren werden, weil sie beim Mangel an eigner innerlicher Rekrutirung jährlich tausend Landleute mehr verschlingt, die dann mit ihren arbeitsamen Händen und mit ihrer gesunden Nachkommenschaft auf immer für den Ackerbau verschwunden sind. Schon in zwanzig Jahren macht dieß eine wichtige Rubrike in der politischen Rechenkunst.

XLVIII.

XLVIII.

Wohnungen, Miethzimmer.

Die Wohnung ist einer der wichtigsten und theuersten Artikel in Wien.

Das größte privat Gebäude inner den Linien ist das Stahrembergische Freihaus, ausser dem Kärntnerthor, zu Anfang der Vorstadt Wieden. Kaiser Leopold schenkte dem Grafen Rüdiger Stahremberg, zur Belohnung für die tapfere Vertheidigung Wiens gegen die Türken, den Grund zu diesem Hause, entzog das Haus selbst der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit des Magistrats, unterwarf es der Landschaft, und befreite es auf ewige Zeiten von allen Abgaben und Beschwerden. Eine höchst wichtige Rubrike in Wien! denn, obschon die Fronte des Gebäudes gegen die Strasse zu nicht sehr ungeheuer scheint, auch nur zwei Stokwerke hoch ist: so behaupten Kenner doch, daß wenigst für dreitausend

Men-

Menschen Wohnplätze darinnen seyn. Gegenwärtig trägt dieses Haus seinem Besitzer jährlich 15000 fl. ein, folglich ist es immer so viel werth, als manche Grafschaft des H. R. Reichs.

Dergleichen steinerne Grafschaften giebt es in Wien mehr. Vom Trattnerischen Haus ist bekannt, daß es soviel eintrage wie zum Beispiel das Fürstenthum Hechingen in Schwaben. Ein Haus für eine Kavaliersfamilie, vom ersten und zweiten Rang, kostet jährlich 5000 bis 6000 Gulden. Und ein gleich grosses Haus, das nicht bloß für Eine grosse Familie, sondern für Leute vom Mittel- und Bürgerstand in vielfältige Wohnungen eingerichtet ist, trägt noch mehr ein; darum schaffen alle diejenigen, welche die aufgehobenen Klöster gekauft haben, diese Gebäude nicht in glänzende Paläste um, sondern formiren ein halbes hundert von bürgerlichen Wohnungen, Werkstätten und Kaufbuden daraus. Da das ehemalige

Him-

Himmelpfortkloster niedergerissen, und neu umgebaut wurde, miethete man die Wohnungen schon aus dem bloßen Riß.

Es ist ein bekanntes Axiom, daß derjenige ein reicher Mann ist, welcher in der Stadt Wien ein schuldenfreies Haus besitzt; darum macht hier der Besitz eines Hauses einen eignen Stand aus, der seinen Mann wohl nährt, dessen Prädikat in öffentlichen Akten und in der Todtenliste ist: bürgerlicher Hausinhaber . . . . . Daß es ein vortheilhafter, vom Himmel gesegneter Stand sey, ein Hausherr zu seyn, beweist sich aus einem bei dem Volke allgemeinem gangbaren Ausdruke. — Wie man im Reich draussen, nämlich in Schwaben, Franken ꝛc. von einem behaglich lebenden, wohlgenährten Mann sagt: er hat einen Prälatenkopf, einen Dommherrnbauch; so sagt man in Wien von einem ähnlichen Glüksgünstling: er hat einen Hausherrn-Bauch.

Die

Die grössern Bürgerhäuser auf dem Graben, Kohlmarkt, Hof, Stok im Eisenplatz, in der Kärntnerstrasse, tragen des Jahrs immer ihre 6000 — 8000 Fl. Ein bloßes Kaufmannsgewölb auf dem Graben oder Kohlmarkt kostet 700—900 Fl. Eine ordentliche Wohnung für eine Familie, die eine Kutsche mit 2 Pferden hält, in einer mittelmässigen Strasse, im 1sten oder 2ten Stokwerk, kostet 800 bis 1100 Gulden.

Mit Karl dem V — wo ich nicht irre — kam der Gebrauch aus Spanien nach Wien, daß jeder Hausinhaber das zweite Stokwerk dem Hof zur Einquartirung der Hofbeamten unentgeltlich überlassen mußte. Dieß dauerte bis zum Tode Marien Theresiens, und war für die männlichen und weiblichen Günstlinge am Hof eine reiche Quelle von Geschenken, weil man ein desto hübscheres Quartier erhielt, je verschwenderischer man jenen Geschöpfen opferte. Der Kaiser hob diese den Hausbesi-

tzern sehr lästige Dienstbarkeit auf, und fodert dafür eine jährliche Abgabe an Geld, wobei aber die Hausherren alle gewonnen haben, die meisten die Hälfte, einige vollends zwei Drittheile, weil sie jetzt etwa 300 fl. an den Hof für ein Quartier bezahlen, das sie für 700 vermiethen.

Der zu ebener Erde (rez de chaussée) liegende Theil des Hauses wird beinahe in der ganzen Stadt Wien nicht bewohnt; er dient zu Kaufbuden, Zechstuben, Stallungen, Werkstätten, Magazinen, Apotheken, Kaffeschenken ꝛc. ꝛc. Auch wird er nicht unter die Stokwerke des Hauses gerechnet, sondern diese fängt man erst oben der ersten Treppe zu zählen an. Das erste Stokwerk aber, ob es schon die Bequemlichkeit hat, daß man nur Eine Treppe dazu hinansteigt, wird doch nicht für den beßten Theil des Hauses gehalten, weil die Zimmer, wegen den darunter liegenden Gewölben schwerer zu heizen sind; weil sie dem Staub von der Strasse, den

Aus-

Ausdünstungen der Ställe und Kloaken mehr ausgesezt, und dem rollenden, das Haus erschütternden Getöse der vorüber, der aus- und einfahrenden Wägen, unterworfen sind; auch in den engern Gassen den kürzesten Tag haben, und die Beleuchtungskosten vermehren.

Man hält das zweite Stokwerk für die bequemste Wohnstelle; und darum ist sie auch die theuerste. Von diesem Standpunkt an nehmen die Miethtaxen wieder ab: je mehr Treppen man steigen will, desto wohlfeiler wohnt man, desto bessere Luft und hellere Aussicht hat man; aber die Bedürfnisse der Erde, Holz, Wasser rc. in diese Himmelsgegenden zu bringen, das kostet Schweiß. Und so, wie mit der Treppenzahl die Miethe abnimmt, so steigt dagegen der Lohn des Gesindes, das des Tags zehnmal anderthalb hundert Stufen auf und ab zu steigen hat.

Wer sich schon einige Wochen in Wien aufhalten will, der sucht am zweiten Tag

nach seiner Ankunft sogleich ein Miethzimmer. Es hangen zu allen Zeiten des Jahrs an den Thüren vieler Häuser geschriebene Blättchen, die — meist in einer jämmerlichen Ortografie — eine ganze Wohnung, oder einzelne Zimmer und Kammern anbiethen. Am häufigsten sind diese Zettel vierzehn Tage nach St. Georgs-Tag und vierzehn Tage nach St. Michaels-Tag, welches die zwei allgemeinen Termine sind, wo die halbe Stadt ihre Standquartiere wechselt. Wer nicht Familie hat, und ökonomisch leben will, der nimmt ein einzelnes Zimmer. Dieses kostet in der Stadt, im 1sten, 2ten und 3ten Stokwerk, im geringsten Preise monatlich einen Dukaten. Dafür hat man ein Räumchen von 120 Quatrat-Schuhen, worin ein Bett, ein Schubladkästchen, ein wakelndes Tischchen, und ein paar veraltete Stühle stehen: die Aussicht in einen dumpfen Hof, oder ein enges Gäßchen. Will man schon ein Zimmer mit zwei Fenstern, mit der Aussicht

auf

auf eine lichte Strasse, mit einigen Mobilien verziert, und mit einem eignen Eingang: so findet es man nicht unter zwei Dukaten monatlich. Die Dienstmagd vom Hause, welche das Bett macht, das Zimmer puzt, auch allenfalls das Frühstük bereitet, bekömmt monatlich acht Groschen.

Dieß alles versteht sich bloß von der eigentlichen Stadt; in den Vorstädten ist man wenigst um ein Drittheil wohlfeiler.

In den höchsten Regionen der Stadt, in den Dachstuben und unter den Dachböden, nisten die ärmern Gattungen der Schneider, Kopisten, Vergolder, Notenschreiber, Bildschnizer, Maler ꝛc. die zu ihren Arbeiten vieles und beständiges Licht nöthig haben. Diese Dachböden wimmeln oft von ganzen Heerden von Kindern, die durch ihre Zahl und ihre unaufhörlichen Bedürfnisse den armen Vater oft eben so sehr ängstigen, als es den unten im prächtigen zweiten Stokwerk wohnenden reichen und vornehmen Mann ängstiget, seiner

Familie nicht einen einzigen Erben verschaffen zu können.

XLIX.

Weinkeller.

Wenn der arme Mann in der Dachstube ganze Tage, manchmal halbe Wochen lang, mit mühsamer Arbeit bloß unter seinem Weib und Kindern zugebracht, und einige Groschen erübriget hat; steigt er abends von seinem Thurm auf die Erdfläche herunter, steht ein Weilchen unter dem Hausthore still, um das Gewühl der Vorübergehenden zu betrachten; und steigt dann noch 30 Stufen unter die Erde, in einen Weinkeller hinab.

Die gewöhnlichen Weinkeller in Wien dienen zugleich zur Zechstube, wo sich abends die niedrigern Menschenklassen versammeln, und ihr Nachtmahl einnehmen. Man sizt dort zehn Ellen tief in einem

unterirdischen Bombenfesten Gewölbe, bei ewigen Kerzenlicht. Die Atmosfäre dieser Höhle ist ganz mit Weindünsten schwanger, so daß man ausser dem Glase auch noch durch Mund und Nase Wein in sich zieht, welches macht, daß die Gäste in diesen Kellern viel eher berauscht werden, als an andern Orten. Man schenkt Wein von 6 bis 16 Kreuzer die Maß, und bedient die Gäste auch mit Käse, kalten Fischen, Würsten rc. Die Kellerknechte sind schmuzige, nach Weinhefen riechende Bengel, die entweder sehr kupfrig oder todtenblaß aussehen, weil sie gleichsam im Wein schwimmen, und selten in eine frische durchziehende Luft kommen.

Der bekannteste dieser Keller ist der sogenannte Seizerkeller unter den Tuchlauben, der ehemals eines Klosters Eigenthum war, nun aber einem vermögenden Bürger angehört. Man sizt dort zwischen ungeheuren Fässern, mit faustdiken eisernen Reifen beschlagen, die den gan-

zen Keller überschwemmen, und die Gäste in einer Flut von rothen und weissen Wein ersäufen würden, wenn einst jene Reiffe plözlich absprängen. Die Kellerleute scheinen sich mit der Sonne verfeindet zu haben, denn sie sehen ihr Licht nie, sondern leben in einer ewigen Nacht in ihrem unterirdischen Weinlabyrinth.

Man verbrennt in diesem Keller jährlich gegen 18000 Kerzen.

L.

Bierhäuser.

Es wird in Wien beinahe eben so viel Bier als Wein getrunken.

Dieses sollte man in der Hauptstadt eines eigentlichen Weinlandes, wie Nieder-Oestreich ist, nicht vermuthen.

Es muß also wohl doch etwas Wahres an dem seyn, was viele arme Leute behaupten: da sie abends nichts Gekochtes zu essen vermögen, so haben sie nur zwischen einem Glas Wein und Glas Bier zu wählen, welches mit einem Stük Brod, und etwa noch Käse, kaltem Fleisch, oder so was gewürzt wird. Der wohlfeilste Wein kostet doch so viel als das mittelmäßige Bier; dieser Wein, für 6 Kreuzer die Maß, ist, wie man wohl denken kann, ziemlich herbe und sauer. Statt sie zu sättigen, vermehrt er vielmehr, durch seine beizende und zehrende

Kraft, den Hunger, und verursacht in der Nacht Hize und Durst. Dagegen giebt ihnen ein gleich grosses Glas Bier mehr Fette und Nahrung, und gewährt ihnen durch seine betäubenden Ingredienzen einen festen tiefen Schlaf. Und in dieser Uiberzeugung trinken sie, besonders in den Sommer-Monaten, viel mehr Bier als Wein.

Indessen ist es nicht bloß die dürftigste Menschen-Klasse, die den Wein vorübergeht, und sich in die Bierhäuser eingewöhnt; Lakaien, Studenten, Künstler, Kanzleileute, mittlere Bürger, die alle es wohl vermöchten, ein Glas Wein zu trinken, bringen ihre Abende in Bierhäusern zu. Darum sind diese auch viel besser eingerichtet, als die Weinkeller. Es giebt welche darunter, die Damastne Wandtapeten haben, und mit marmornen Tischen, Wandspiegeln und kristallnen Kronleuchtern verziert sind.

Die

Diese Bierhäuser sind, nebst den Kaffehäusern, die eigentlichen Tempel der politischen Kannegießereien. Die Leute welche sie besuchen, dünken sich schon etwas von der Stimmung der Kabinette zu wissen, und mischen sich desto mehr in die Schlichtung der grossen Welthändel, je weniger sie von denselben errathen. Die vielen Lakaien erzählen beim belebenden Glase fleißig diese und jene Anekdote, dieses und jenes zweideutige Wort, was sie bei der Tafel ihrer Herren, oder sonst aufgefangen haben. Darüber wird dann die gehörige Masse von politischem Senf gegossen; man schließt Allianzen, läßt Flotten auslaufen, Armeen marschiren, Potentaten sterben oder reisen ꝛc. Und je lebhafter die Unterhandlungen gehen, desto angenehmer schmekt das Bier.

Die Zahl dieser Häuser ist unendlich groß. Da die Trankfteuer auf den Wein aufgehoben ward, blieb sie doch bisher noch immer auf dem Bier; vermuthlich, um die Bierkonsumption zu vermindern, und die Oestreicher an ihr natürliches Getränk, den Wein, mehr zu gewöhnen.

LI.

Institut der Taubstummen.

Der Kaiser, welcher auf seinen vielen Reisen allenthalben alles besieht, was der Aufmerksamkeit eines denkenden Kopfes, besonders eines Landesregenten würdig ist; besuchte bei seinem Aufenthalt in Paris auch die Schule des Abbt l'Epee; entschloß sich, in seiner Residenz ein ähnliches Institut zu erschaffen, und erschuff es.

Dieses Institut besizt jezt aus Gnade des Kaisers drei Häuser. Das Wohnhaus der Taubstummen, auf dem Dominikaner Plaz führt die Aufschrift:

Surdorum Mutorumque
Institutioni & Victui
Josephus II. Aug.
MDCCLXXXIV.

Ich habe die gedrukte Anzeige von der Jährlichen Prüfung der Taubstummen, vom J. 1784 vor mir, der ich auch beigewohnt habe.

Der Direktor und erste Lehrer des Instituts ist Hr. Stork, Weltpriester. Die Zahl der vom Institut unentgeltlich unterhaltenen Taubstummen ist von Sr. Majestät auf 30 zwar bestimmt, aber doch nicht eingeschränkt. Wer einen Taubstummen über diese Zahl ins Haus bringen will, bezahlt die jährliche geringe Sum-

Summe von 100 Fl. für Kost, Kleidung Unterricht und alles überhaupt.

Uiber die mechanische Art des Unterrichts, dessen mehrere oder mindere Güte, kann ich nicht urtheilen. Hr. Stork lernte sie vom Abbt l'Epee selbst.

Uiber die Gegenstände des Unterrichts macht man einige Einwürfe. Der Unterricht besteht in der Sprachlehre, Religionslehre, Naturlehre, Seelenlehre, und Rechenkunst. . . . Man fragt z. B. wozu die mancherlei spekulativen Fragen in der Religionslehre für Taubstumme nüzen. Man will nicht glauben, daß die Taubstummen je abstrakte Ideen aus der Seelenlehre werden fassen können. . . Taubstumme sind nun einmal leider von der Natur verwahrlosete, stiefmütterlich behandelte Kinder. Nie werden sie die Einsichten und Vollkommenheiten ganz gut organisirter Kinder erhalten; der Zwek ihres Unterrichts kann kein andrer seyn, als sie, soviel es möglich ist, zu tauglichen Mit-

gliedern der Gesellschaft zu machen, daß sie dem Staat nicht zur Last fallen, sondern sich ihre Nahrung auf irgend eine Art selbst verdienen können.

Wozu also die spekulativen Weitläufigkeiten in der Sprachlehre, Religionslehre, und Seelenlehre, die sie vermuthlich nie begreifen werden? Wozu die Naturlehre für ein halbes hundert von Taubstummen, da so viele hunderttausende von vollkommen gut organisirten Kindern nichts davon zu wissen bekommen? . . . Lehrt ihnen so kurz als möglich eine praktische Religion, daß heißt, eine Kenntniß von dem, was im gesellschaftlichen Leben Recht und Unrecht ist, und ein gutes, seinen Mann nährendes Handwerk, wozu sie nichts weiter als ihre Arme brauchen; und damit genug.

Es sind noch wenige Monate, daß man in diesem Institut auf einen sehr glüklichen Gedanken gerathen ist: dieser besteht in der Errichtung einer Buchdrukerei zur

Be-

Beschäftigung und zum Nuzen des Instituts. Dieß ist eine vortrefliche Anstalt, ganz den Fähigkeiten dieser Leute angemessen; und die schon wirklich im Gange ist. Wenn man etwas ähnliches von mechanischer Beschäftigung auch für die Mädchen einführt, und die Zöglinge beiderlei Geschlechts überhaupt mehr mit praktischen Arbeiten als mit abstrakten Ideen bekannt macht, dann wird das Institut mehr den Absichten seines Stifters entsprechen.

In der Tagesordnung sind zwei ebenfalls nicht ganz zwekmässige Punkte. Um 7 Uhr Morgens verrichten die Taubstummen ihr Morgengebet; und dann gehen sie noch obendrein in die Kirche zur Messe. Wozu das alltägliche Messehören, da sie schon zu Hause beten! Es ist zu bedauren, daß unsere geistlichen Herren nie eine öffentliche Anstalt besorgen können, ohne zugleich eine Dosis von überflüssiger Andächtelei mit beizumischen. Tägliches Messe

hö-

hören ist nicht von der Kirche vorgeschrieben; und wenn es doch gefordert wird, so geschieht es in den Kinderjahren aus mechanischer Gewohnheit, und bei reifern Jahren aus andern Absichten, die wir täglich vor Augen haben, und die wahrlich zur Heiligkeit der Messe nichts beitragen. . . . Will Hr. Stork diesen müssigen Kirchenbesuch nicht einstellen, so soll man es ihm von oben her befehlen.

Laut der gedrukten Anzeige gehen die Taubstummen täglich spazieren. Ferne sey es von mir, daß ich sie um diesen Spaziergang beneiden wolle; aber ich zweifle, ob sie bei ihrem Austritt aus dem Institut in eine Lage kommen, die ihnen den in diesem Hause angewohnten täglichen Spaziergang erlaubt. Und bleiben sie auch allenfalls darin, so ist es ganz gegen den Geist des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, daß sie täglich auf eine Stunde von ihren Pressen und Schriftka-

sten

sten weglaufen, um spazieren zu gehen. — Wenigst wissen die übrigen Buchdrucker-jungen nichts von diesem Privilegium. Wenn sie Sonntags und etwa noch einmal die Woche in ihren Garten in die Leopoldstadt giengen, möchte es für Leute, die bestimmt sind, von ihrer Handarbeit zu leben, genug seyn. *)

LII.

---

*) Der tägliche Spaziergang ist nun auf drei Tage die Woche eingeschränkt; aber das tägliche Messehören besteht troz gut gemeinter Erinnerungen noch.

LII.

General-Seminarium.

Der hochwürdige Klerus war, wie männiglich weiß, weiland ganz seiner eigenen Willkür und selbstbeliebigen Richtung überlassen. Er konnte inner seiner Klostermauern, und auf seinen theologischen Bretterthronen, Lehrsysteme aushecken, lehren, predigen, und beschwören, welche er wollte. Man hielt dieß für eine dem Staat sehr gleichgültige Sache, die sich kaum der Mühe lohnte, darauf zu sehen; oder man achtete die Sacrosancta Theologia, das Jus sacrorum Canonum, und die Historia Ecclesiæ für zu hoch heilige Dinge, als daß ein ungeweihter Mann es wagen dürfte, etwas in diesen Sachen mitzusprechen oder zu verordnen.

Diese blinde Indolenz, und diesen stupiden Aberglauben machte sich dann der

Priesterstand — wie heut zu Tage ebenfalls männiglich bekannt ist — gar vortrefflich zu Nuze. Er machte aus seiner Dogmatik und Kasuistik ein so langes, breites und undurchdringliches Nez, daß er damit den Verstand der armen Layen ganz nach seinem Belieben umschlingen, lenken und erstiken konnte. Er demonstrirte aus seinem kanonischen Recht so viele Immunitäten auf einer Seite, und so viele Titulos acquirendi auf der andern, daß er mehrere und sicherere Wege erhielt, Schäze zu sammeln, als jeder Landesregent. Er brauchte seine Kirchengeschichte bloß dazu, einträgliche vortheilhafte Lügen zu verewigen, seine Sklaven und Wohlthäter heilig zu sprechen; und jeden, der seinen Absichten entgegen war, zu vermaledeien, zu beschimpfen, und bei der Nachwelt verhaßt zu machen. Kurz, er bildete einen Staat im Staat, der mit der rechtmässig gesetzgebenden Gewalt im ewigen Streit lag, dieselbe öffentlich und

heim-

heimlich zu schmälern, zu untergraben und zu entkräften suchte; und dafür sich allein reich, groß und allmächtig zu machen arbeitete.

Um dieser Usurpazion ein Ende zu machen, mußte man das Lehrsystem des Klerus dem allgemeinen Staatssystem unterordnen. Dieß that man in Oestreich durch Errichtung der General-Seminarien, davon jede der grösseten Provinzen ein eigenes hat.

Die darinlebenden jungen Leviten haben Männer zu ihren Wegweisern, auf deren lichte Denkungsart und geläuterte Grundsätze der Staat vertrauen kann; sie besuchen die Vorlesungen über die ihnen nöthigen Wissenschaftszweige in den öffentlichen Universitäten und Schulanstalten; sie werden in ihrem Institut zu den Verrichtungen ihres künftigen Standes geübt und vorbereitet. Auch alle junge noch existirende Mönche müssen ihre geistlichen Studien und Vorbereitungsjahre in

den Seminarien aushalten. Man hört nicht mehr in diesem Saale ad mentem divi Thomæ, in jenem ad mentem Scotti, Augustini, Bonaventuræ &c. ergotiren. Die Laxisten, Probabilisten, Probabilioristen, Tutioristen, Rigoristen, und wie alle die Narren in isten hiessen, sind verschwunden. Die Lehrbücher sind einförmig nach Vernunft, Schrift, Sittlichkeit und dem Wohl der bürgerlichen Gesellschaft und des Staats eingerichtet.

Das General-Seminarium in Wien ist in dem ehemaligen akademischen Kollegio der Jesuiten. Der Eingang führt die Aufschrift:

Instructioni Cleri
Religionis Firmamento
Vovit Josephus II. Aug.
MDCCLXXXIII.

Die Seminaristen müssen fünf Jahre lang in diesem Hause bleiben, sehr mässig leben lernen, und sich ihres ehrwürdigen

Stan-

Standes vollkommen würdig machen. Neben den theoretischen Studien ist das Predigen in ihrer Kirche eine der Hauptbeschäftigungen. Man muß gestehen, sie haben schon vortreffliche Arbeiten in diesem Fach geliefert: Schade daß sich einige durch den öffentlichen und privat Beifall verleiten lassen, ein bischen eitel zu werden; so wie es überhaupt nicht ganz überflüssig wäre, wenn sie von ihren Vorstehern erinnert würden, etwas mehr Bescheidenheit und Freundlichkeit gegen das Publikum zu bezeugen. Es wäre schlimm, wenn sie sich zum lebendigen Beweis des „*Scientia inflat*“ hinstellen wollten.

Gut würde es seyn, wenn man die ohnehin nahe gelegenen Dominikaner Pfarre mit dem Seminarium vereinigte, weil durch diese Anstalt die Seminaristen mehr Gelegenheit hätten, sich in allen pfarrlichen Funkzionen praktisch zu üben.

LIII.

Allgemeines Krankenhaus.

In der Vorstadt, die Alstergasse genannt, steht das größte aller öffentlichen und privat Gebäude von ganz Wien. Es führt zur Aufschrift:

Saluti & Solatio
Aegrorum.
Josephus II. 1784.

Es waren ehedem mehrere Krankenspitäler in verschiednen Gegenden von Wien. Man hat sie alle zusammen gezogen, und dieses einzige daraus gebildet. Der Umfang des Gebäudes ist ungeheuer: es enthält mehrere Höfe, wovon einige mit Linden-Alleen bepflanzt sind. Die Anlage ist auf dreitausend Kranke, davon jeder ein eignes Bett, die nöthigen Aerzte, Wärter ꝛc. zur Hand hat.

Wer

Wer etwas in seinem Vermögen hat, der bezahlt täglich etwas gewisses für den Aufenthalt und die Heilung in diesem Spitale: der erste Preis ist des Tags Ein Gulden; der zweite ein halber Gulden; der dritte, zehn Kreuzer; wer von seinem Pfarrer, und dem Richter seines Bezirks ein Zeugniß seiner wirklichen Armuth bringt, wird unentgeltlich aufgenommen.

Die Einrichtung, Pflege, Reinlichkeit, ꝛc. ist nach dem einstimmigen Urtheil der Kenner auf den höchsten Grad von möglicher Vollkommenheit gebracht; die Apotheke ist mit allem, was immer nöthig seyn mag, vollkommen und reichlich versehen.

Die Aufsicht und das Direktorium über das ganze Institut hat der durch gute Schriften und Thaten bekannte Doktor Quarin.

Maximilian Stoll, einer der größten jetzt lebenden Aerzte Europens, giebt hier

seine praktischen Kollegien am Krankenbette, für Aerzte und Wundärzte.

Man behauptet, die grössere oder kleinere Zahl der in den Spitälern einer Stadt liegenden Kranken sey ein richtiger Beweis von dem grössern oder geringern Wohlstand der Einwohner. Gegenwärtig liegen im Allgemeinen Krankenhaus ungefähr 1100 Menschen; und bei den Barmherzigen Brüdern und den Elisabethinerinen etwa 130. In der That eine kleine Zahl! . . . Ich kenne eine republikanische Stadt von etwa 13000 Menschen, worin einige äusserst reiche Familien sind; ihr Spital ist stets mit 5—600 Kranken besezt.

Man hat berechnet, daß in einem der ehemaligen Spitäler von Wien die Kranken — im Durchschnitt — nur 21 Tage blieben, in einem andern 33 Tage, und noch in einem andern 51. Es wäre interessant und sehr nüzlich, wenn man über dieses neu errichtete Allgemeine Kran-

kenhaus, aus richtigen Beobachtungen, eine ähnliche Berechnung machte.

Mit dem Allgemeinen Krankenhaus ist auch ein Gebährhaus verbunden. Man ist endlich von dem unsinnigen Vorurtheil zurükgekommen, ein Mädchen — das im Taumel der süssesten Leidenschaft eine Schwachheit begeht, aber sie eben dadurch schon wieder vergütet, daß sie dem Staat einen Bürger giebt — ein solches Mädchen öffentlich zu beschimpfen, und sie hülflos leiden und verzweifeln zu lassen... Dieses Gebährhaus ist vortreflich eingerichtet. Das verschämte Mädchen kann, wenn es will, verschleiert, und unter einem selbst gewählten Namen eintreten, unbekannt Mutter werden, und unbekannt wieder austreten. Die Wienerinen scheinen sich dieses Haus auch wohl zu Nuze zu machen: im ersten Jahr seiner Errichtung wurden schon gegen 800 Kinder darinn gebohren.

An einer andern Eke dieses Krankenhauses steht der neu erbaute Narren-Thurm. So sehr die unglüklichen Geschöpfe zu bedauern sind, die durch den Verlust der Vernunft aus der Klasse der Menschen treten: so leidlich werden sie in diesem freilich immer noch schreklichem Thurme gehalten. Nur Einen wesentlichen Fehler hat der Aufenthalt dieser Unglüklichen. Die Ruhigen, die wieder Genesenden ꝛc. haben zu ihrer Erholung, zum Genuß der reinen, uneingesperrten Luft, beinahe gar keine Anstalt. Ein dumpfer, öder Hof von wenigen Klaftern, im Mittelpunkt des Thurms, ist der einzige Plaz zu ihren Spaziergängen. Ein kleines Gärtchen, oder auch nur ein freier, dem Strohm der Luft ausgesezter Grasplaz, würde eine unendliche Wohlthat seyn, und die Genesung manches Schwermüthigen beschleunigen, und befördern.

LIV.

Todtenschauer-Amt, und Todtenlisten.

In Wien darf kein Todter begraben werden, ehe er nicht von der gerichtlichen Kommission besehen worden ist. Diese Kommission, aus einem Arzt und Wundarzt bestehend, heißt die Todten-Schau.

Jeder Medikus muß beim Tode seines Patienten die Todesart schriftlich hinterlassen, welches die Todtenschau zu sich nimmt.

Diese sehr nützliche Anstalt hat hauptsächlich folgendes zu besorgen:

Sie bestimmt, was mit den Betten und Kleidern des Verstorbenen zu thun sey. Ist er an einer verdächtigen Krankheit erlegen, so nimmt sie die Betten weg, verbrennt sie, oder läßt sie gut reinigen, oder befiehlt den Anverwandten, was damit zu thun sey.

Sie beobachtet bei Leuten, die plözlich, ohne Arzt gestorben sind, ob man sie nicht etwa durch Successions-Pulver, oder auf andere gewaltsame Art aus der Welt geschaft habe.

Eben so untersucht sie bei Kindern, ob sie nicht durch Nachläßigkeit oder Bosheit der Aeltern seyn aufgeopfert worden.

Bei bekanntlich gewaltsam Ermordeten, Ertrunkenen, Erstikten ꝛc. macht sie die nöthigen Anstalten.

Täglich wird eine Todtenliste auf einem halben Foliobogen gedrukt, und diese dann auch in die Beilagen zur Wiener-Zeitung eingerükt. Es ist Name, Stand, die Gegend der Stadt, die Haus-Numer, und die Krankheit der Verstorbenen angezeigt. Da die Vorstädte viel grösser sind als die Stadt; da die Spitäler in den Vorstädten sind; da der grosse Haufe des gemeinen dürftigen Volks in den Vorstädten wohnt: so ist es natürlich, daß die Zahl der vor der Stadt

Ver-

Verstorbenen immer ungleich grösser sey, als der in der Stadt Entschlaffenen.

Die geringste Zahl der Todten ist des Tages gewöhnlich 7, die größte 36.

Die fleißigsten Leser der Todtenlisten sind Leute, welche reiche alte Tanten, Onkel, oder andere Verwandte haben, mit denen sie über den Fuß gespannt sind, und sie also nicht persönlich besuchen. Der harrende Erbe lieset Monate lang den schwarzen Zettel: endlich findet sich der erwartete Name; er versöhnt sich in dem Augenblik, holt seine Porzion Dukaten, und wünscht dem Todten ein ewiges Leben.

LV.

Begräbniße.

Es war ein älter, übel verstandener Gebrauch, unsere Kirchen, und die Kirchhöfe selbst in der Mitte der volkreichsten Städte mit Leichen zu pflastern:

Pour honorer les morts, on tue les vivans.

In der That mußten an solchen Plätzen Ausdünstungen entstehen, die den Andächtigen, besonders bei grossem Gedränge in den warmen Jahrszeiten, nicht anders als höchst ungesund seyn konnten. Indessen hatten der Stolz der Reichen, und der fromme Wahn der eifrigen Kristgläubigen überhaupt, diese Sache zu einem Ehren- und Seligkeitspunkt gemacht. Die einen wollten mit schönen Grabsteinen ihr Andenken auch nach dem Tode noch verherrlichen; und die andern glaubten, nahe bei einer Kirche, in geweihtem Erdreich

zu

zu liegen, manchmal mit einem Kerzchen oder Lämpchen beleuchtet, und mit Weihwasser besprizt zu werden, seyn Dinge, die kräftig und unfehlbar in den Himmel helfen.

Gesunde Fysik siegte endlich, wiewohl sehr langsam, über frommen anstekenden Glauben. Man verlegte die Grabstätten wenigst aus der Stadt selbst in die geräumigern, und etwas luftigern Vorstädte. Da indessen jährliche zehntausend Leichen, mitten in der Gesellschaft einiger hunderttausend Lebender immer noch eine ekelhafte Masse von Fäulniß ausmachen, so geschah im J. 1784., was längst hätte geschehen sollen. Man errichtete ausser den Linien, auf freiem Felde einige Grabstätten, wohin nun alle in Wien sterbende gebracht werden; die Leichen der kaiserlichen Familie ausgenommen, die ihre Gruft bei den Kapuzinern auf dem Neuen Markt haben; und jene der reich begüterten Vasallen, die sich gewöhnlich nach ihren Familien-

Gruf-

Gruften auf ihre Güter nach Oestreich, Böhmen, Mähren, Ungarn rc. abführen lassen.

Uibrigens ist jedem unverwehrt, sich mit allen Gloken von ganz Wien und dessen Vorstädten, ins Paradies hinüber läuten zu lassen, wenn er es für seine Seele behaglich hält; auch sich so viele Messen und Requiem zu bestellen, als er zu seiner Erlösung nöthig zu haben glaubt. Aber abends kömmt der schwarze Todtenwagen und legt ihn neben dem armen Taglöhner, für den kein Paternoster ist gebetet worden.

Das Holz ist, wie man weiß, in Wien sehr theuer; indessen nehmen die zehntausend Särge der jährlich hier sterbenden eine grosse Menge dieses Artikels hinweg, das ohne Nuzen unter der Erde verfault. Diesem zu wehren, und die Verwesung der Todten mehr zu befördern, gab der Kaiser gegen Ende des Jahrs 1784 eine Verordnung, daß alle Leichen bloß in einen

leinenen Sak genäht, und so in die Erde gesenkt werden sollten.

Keine Verordnung wirkte ein so allgemeines Mißvergnügen, als dieses Sakbegräbniß. Die hiesigen Griechen machten zuerst eine Vorstellung dagegen, indem sie anzeigten, daß es gegen ihren Ritus sey; in Böhmen, Mähren 2c. dachten die Leute sogar an das Auswandern; einige auswärtige Fabrikanten, die eben im Begriff waren, sich in den östreichischen Staaten anzusiedeln, machten es zur wesentlichen Bedingung ihrer Einwanderung, daß sie sich in Särgen dürften begraben lassen. Die allgemeine Unzufriedenheit bewog endlich Se. Majestät, dem Vorurtheil mitleidig nachzugeben, und die Begräbnisse nach voriger Art und Weise zu gestatten. Der Oberste Kanzler erhielt darüber in den ersten Tagen des Monat Januar 1785 folgendes allerhöchstes Handbillet:

„Da ich sehe, und täglich erfahre, „daß die Begriffe der Lebendigen leider!

„noch so materiel sind, daß sie einen un-
„endlichen Preis darauf setzen, daß ihre
„Körper nach dem Tode langsamer faulen,
„und länger ein stinkendes Aas bleiben:
„so ist mir wenig daran gelegen, wie sich
„die Leute wollen begraben lassen; und
„werden Sie also durchaus erklären, daß
„nachdem ich die vernünftigen Ursachen,
„die Nuzbarkeit und Möglichkeit dieser
„Art Begräbnisse gezeigt habe, ich keinen
„Menschen, der nicht davon überzeugt ist,
„zwingen will, vernünftig zu seyn, und
„daß also ein jeder, was die Truhen be-
„langt, frei thun kann, was er für sei-
„nen todten Körper zum voraus für das
„Angenehmste hält."

Dieses Handbillet, welches wohl un-
endlich mehr Eindruk hätte machen müssen,
wenn der grosse Haufe denken könnte,
that weiter keine andre Wirkung, als daß
die Oestreicher eilig zum Tischler liefen,
und sich neue Särge bestellten. . . .

LVI.

Periodische Schriften.

Weil schon einmal vom Sterben und Begraben die Rede ist, so laßt uns zugleich auch von den periodischen Schriften sprechen; denn ausser Menschen und Vieh stirbt in Wien nichts so schnell und häufig als diese schwachen Geisteskinder.

Wie ungenießbare Pilsen in einer feuchten Frühlingsnacht aufschiessen, von niemanden angesehen werden, und nach einigen Tagen wieder von selbst zerfallen: so geht es den meisten jener papiernen Geschöpfe, die unter dem Namen periodischer Blätter in Wien so häufig hervorkeimen.

Ich habe vom April 1784 bis zum April 1785 ungefähr zwei und zwanzig neu entstandene periodische Blätter gezählt, die alle ihr Leben nicht auf ein Jahr brachten, ja wovon einige schon nach vier Wochen, andere gar schon am neunten

Tage wieder starben. Dahin gehören zum Beispiel:

Lohn und Peitsche.
Der Thurmwächter von St. Stefan.
Der Spion von Wien.
Handlungs = Zeitung.
Die Post von Wien.
Der muntere Pursche.
Variétés.
Proteus.
Der Postklepper.
L'Encyclopedique Conservateur.
Wiener = Kronik.
Der katholische Kirchenbothe.
Für Oestreichs Töchter.
Aspasiens Schule.
Tagebuch für alle Stände Oesterreichs.
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

wer behält die unbedeutenden Namen dieser unbedeutenden Dinger alle!

Die Schuld dieser litterarischen Sterblichkeit trägt sehr selten das Publikum. Ich kenne nur ein Paar der neuern Zeit-

schrif-

schriften, die es ihrem innern Werth nach verdient hätten, eine bessere Aufnahme zu finden. Fast bei allem liegt der Keim der Verwesung schon in Form und Stoff.

Von den hellern Köpfen Wiens haben sich bisher selten und wenige mit Zeitschriften abgegeben. Seitdem die Seuche der Vielschreiberei so sehr eingerissen hat, und durch die Gutwilligkeit des Publikums so manch schlechtes Zeug gelesen und verkauft worden ist, wandelte diesen und jenen, dem einmal eine mittelmässige Broschüre geglükt hatte, die Lust an, seinen Geistes-Ausfluß periodisch aufzutischen. Bei der ersten Tracht gab er weislich das beßte, und ein klug ausgesonnener Titel reizte die ohnehin sehr reizbare Neugierde der Wiener. Bei der zweiten und dritten Tracht kam schon verlegenes und ungenießbares. Nun predigte er wie Dechant Swift in der leeren Kirche zu seinem Küster: „Meister Robert! es vermahnt uns Beide der heutige Text ꝛc.“

Niemand las die Trivialität weiter als der Herr Verfasser, und der Sezer: folglich schloß man wieder.

In den ältern Zeiten haben die Sonnenfelsischen Wochenschriften, und in den neuern Tagen die schon ins fünfte Jahr dauernde **Predigerkritik**, und die **Kirchenzeitung** eine Ausnahme vom allgemeinen Schiksal der Wienerschen Zeitschriften gemacht; ohne Zweifel werden es auch die **Wiener Ephemeriden** machen, weil sie es im vorzüglichen Grade verdienen.

Es wäre zu wünschen, daß die besseren Köpfe von Wien einst gemeinsam das Publikum mit einer periodischen Schrift beschenkten. Nach den bekannten Talenten derselben könnte es ein Meisterwerk werden; aber nach der heutigen litterarischen Konstellazion am hiesigen Horizont, läßt sich ein solches Einverständniß nicht hoffen.

LVII.

Die Heze.

Wollt' ich die Heze entschuldigen: so sollt' es mir vielleicht nicht an Gründen noch Beispielen fehlen. Aber ich will es nicht thun, denn sie ist und bleibt ein wildes, barbarisches, einer gesitteten Nazion unwürdiges Schauspiel.

* * *

Am Samstag reitet ein Mann in eleganter Jagdkleidung, mit dem Hirschfänger an der Seite, durch die Stadt und alle Vorstädte. Zween bürgerliche Trommelschläger klempern vor dem Pferde her, und hinten folgen 3—4 Kerle, ganz in gelbes Leder gekleidet, mit der Mine Huronischer Skalpirer, und theilen links und rechts Zettel aus, die so voll des albernsten Unsinnes steken, als wären sie im Narrenthurm geschrieben worden.

Sonntags am früheſten Morgen wird auf den in der Mitte des Hezamphitheaters ſtehenden Steigbaum eine ſchwarz- und gelbe Flakke aufgeſtekt, und an die Eken aller Gaſſen die nämlichen Tollhäusler-Zettel gekebt. Die gelben Skalpirer laufen auf allen Straſſen herum, und hören in ihrer Mord-Uniform in den Kirchen die heilige Meſſe.

Nachmittags um 2 Uhr zieht die Wache an das Hezhaus; und ein Schwarm Tambours und Pfeiffer von den garniſonirenden Regimentern lagert ſich auf den Balkon des Amfitheaters, wo er um 3 Uhr das Getöſe der türkiſchen Muſik anhebt.

Nach 3 Uhr trabben ſchon dichte Haufen Neugieriger zum Stubenthor, über die Mauthbrüke, und zum Thereſienthor hinaus. Ihnen folgen eine Stunde ſpäter viele Fiaker, theils mit vielköpfigen ſchweren Bürger-Familien, theils mit zärtlichen Hausknechten, und Handwerksbur-

schen nebst ihren Schönen beladen. Noch eine halbe Stunde später fliegt manches vergoldete Pirutsch, ein paar halb oder ganz adeliche Geschöpfe wiegend, zum thierischen Kampfplaz.

Sobald man über die Fortifikazion hinaus ist, hört man die kriegerische Musik. Wenn man auf etwa 300 Schritte sich genaht hat, wird man durch ein wüthendes Gebell von hundert grimmigen Hunden erschüttert und betäubt. Befindet man sich am Eintritte des Hezhauses: so wälzt sich eine Gestankwolke der Nase entgegen, so scheußlich wie sie Pater Kochem seiner Hölle giebt.

Man tritt durch enge schlechte Treppen in den hölzernen Zirkus. Er strozt von unten bis oben von einigen tausend Dilettanten jedes Geschlechts, Alters, Standes und Ranges. Man sieht in den Logen Grafen und Gräfinnen; auf den ersten Galerien Kammerherren, Ritter, Räthe, Negozianten, Kaufleute, Offiziere, Gardisten, Stallmeister, Kammerdiener 2c.

mit Frauen, Töchtern, Liebhaberinen, jungen Wittwen, Kammerjungfern vermischt; im zweiten Stok Dikasterianten, Mönche, Bürger, Friseurs, Studenten, Ladendiener, Kutscher, Lakeien, Stubenmädchen, Köchinen, Putzmacherinen, Fleischhakersweiber mit ihren Kindern ꝛc. im dritten Stok alles Kreti und Pleti, welches nicht mehr als 10 Kreuzer zu bezahlen vermag.

Eine scharfe Heze, eine blutige Heze, eine sehr blutige Heze, eine sehr scharfe kämpfende Heze, eine Heze auf Mord und Tod, ein starker herrlicher Thierkampf, eine schöne Osterheze ꝛc. Dieß ist die gemeine Fraseologie. Zuweilen versteigt sich aber der Herold gar ins figürliche: Der in den vier Elementen kämpfende Bär. — Die Donnerkeile Jupiters. — Der Esel in der Bataille. — Das Maibouquet des Raufbären. — Die Schlittenfahrt im Sommer. — Gute Nacht Schweizer! . . . Aehnliche Sottisen hat die K. K. Hezpach-

tung

tung in grossem Vorrath, um damit ihren Kanibalenspiel einen vermeintlichen Schwung zu geben.

Durch diesen Knittelwiz gereizt, harren die Zuseher auf den Schmauß, der ihrer Neugierde soll gegeben werden.... Es öffnet sich ein Thor. Der nun auch in gelbes Leder gekleidete Hezmeister springt auf den Kampfplaz, thut mit der Hezpeitsche einen Klatsch: und augenbliklich schweigt Musik und Lärm. Alles ist in stiller Erwartung. Noch ein Peitschenknall! Ein wilder Ochs stoßt ein anderes Thor auf; der Hezmeister retirirt sich.

Man läßt anfangs einige Lettfeigen von Hunden los, um das Thier bloß zu neken, und hiziger zu machen; endlich kommen ein paar Veteranen des Hundszwingers; der Ochs hält ihnen die Hörner dicht am Boden entgegen, aber eben dadurch giebt er auch seine Ohren preis. Sie paken ihn an beiden Seiten bei diesen Extremitäten, und halten ihn stokstill.

Im

Im Augenblik dieser Heldenthat fallen Pauken und Trompeten ein; ein Huzza des Pöbels, das Stampfen und Händeklatschen der H. H. Hezliebhaber akkompagnirt dazu, und auf einen Wink des Meisters führen die tapfern Hunde den überwundenen Ochsen vom Plaz.

Der nämliche Auftritt wiederholt sich mit einigen Bären, Hirschen, Wölfen, Wildschweinen. Es ist gegenwärtig auch ein Löwe, eine Löwin, eine Hyäne, ein Leopard, unter der Truppe, sie scheinen aber allemal etwas mit Opium betäubt zu seyn; denn ihre Tapferkeit ist eben nicht die größte. Den Beschluß macht gewöhnlich ein Bär, der troz des ihn umgebenden Feuerwerks seinen Raub holt und verzehrt.

So endigt dieses rohe Schauspiel, das den Fleischern, Lakaien, Kanzellisten, Hausknechten rc. auf drei vier Tage lang an den Tafeln der Trakteurs und in den Bierhäusern Stoff zu Lobreden über

den Muth der Ochsen, Bären und Hunde giebt.

Um sich von der tollhäuslerischen Rhetorik der Hezzettel zu überzeugen, nehme man den ersten beßten zur Hand. Aber freilich, über eine solche Waare gehört ein solches Schild.

Ich weiß, daß ein grosser Haufe grosser Kinder laut weinen würde, wenn man ihnen das liebe Püppchen Heze ganz nähme. Aber zwei Punkte zeige ich der Polizei ganz ernstlich zum verbieten an, weil sie doch noch immer darüber wegsieht.

Man lasse keinen Vollstier mehr hezen. Es geschieht dabei gewöhnlich ein Auftritt, der die Neugierde zusehender Kinder gefährlich reizen, und jedem erwachsenen Paar gesitteter Leute das Blut ins Gesicht treiben muß. Es ist unbegreiflich, wie ein Frauenzimmer von Erziehung — Weib oder Mädchen — während dieses Auftrittes zusehen könne. . .

Man lasse von Wölfen und Bären nie andere Thiere auf dem offenen Hezplaz zerreissen und auffressen. Ein solcher, schon an sich selbst äusserst ekelhafter Anblik, stumpft das Gefühl der Zuseher gänzlich ab, und stimmt ihren Karakter zu grausamen Empfindungen.

LVIII.

Konsumtion von Wien vom 1. November 1784 bis lezten Oktober 1785.

Ochsen	41041	Stük
Kühe	1319	—
Kälber	71239	—
Schafe	48994	—
Lämmer	147176	—
Schweine	98556	—
Spanfärkel	12876	—
Oesterreicher Wein . .	547706	Eimer.
Ausländ. u. Ung. Wein .	10650	—
Bier	376830	—
Weiß Mehl	370892	Zentner.
Schwarzes	262193	—
Grieß	7135	—
Hülsenfrüchte . . .	44976	Mezen.
Weizen u. Korn . .	152325	—
Gerste	73786	—
Haber	704502	—

Heu

Heu . . . . . . 19907 Fuhren.
Stroh . . . . . 1230162 Bünde.
Unschlitt . . . . . 21530 Zentner.

Uiber diese rechtmässig in die Stadt gebrachten und verzollten Lebensmittel geht von einigen noch eine merkliche Quantität auf Schleichwegen herein.

Bier wird auch inner den Linien in dreien Bräuhäusern gebraut. Es mögen in allem ungefähr 400000 Eimer getrunken werden. Die im I. Heft davon angegebene Zahl ist also sehr irrig.

Die Staats = Oekonomie=Rechnungen in den österreichischen Ländern werden alljährlich mit dem lezten Oktober geschlossen und mit dem ersten November wieder neu angefangen. Dieß ist das sogenannte Militärjahr.

Inhalt.

XXXI. Aeneas Sylvius, Shakspeare, Lady Montague und Keyßler - - 163
XXXII. Der Hof - - - - 178
XXXIII. Die Burg - - - 182
XXXIV. Der Kammerherrn = Schlüssel - - 187
XXXV. Polizey - - - - - 188
XXXVI. Freiheit im Reden - - - 198
XXXVII. Neugierde - - - - 203
XXXVIII. Pracht und Aufwand - - - 210
XXXIX. Ein grosses Haus - - - 217
XL. - Holz = Verbrauch - - - 223
XLI. - Banko = Zettel - - - - 228
XLII. - Verwandlungen - - - - 232
XLIII. Nazional - Theater - - - 236
XLIV. Von der Liebe - - - - 246
XLV. Galanterie - - - - - 254
XLVI. Abnahme der Ehen - - - 261
XLVII. Falsche Schlüsse - - - - 265
XLVIII. Wohnungen, Miethzimmer - - 268
XLIX. Weinkeller - - - - - 276
L. - Bierhäuser - - - - - 279
LI. - Institut der Taubstummen - - 282
LII. - General = Seminarium - - 289
LIII. Allgemeines Krankenhaus - - 294
LIV. Todtenschauer = Amt und Todtenlisten - 299
LV. - Begräbnisse - - - - 302
LVI. Periodische Schriften - - - 307
LVII. Die Heze - - - - - 311
LVIII. Konsumtion vom Jahr 1785. - - 319

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Skizze von Wien

Bd.: 2.

Wien ; Leipzig (1786)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1733 -1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252446-1
VD18 80282792-001